

## Fantasia 1245e

---

Aus der phantastischen Welt der Literatur



**Fantasia 1245e**

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als  
eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

[edfc@edfc.de](mailto:edfc@edfc.de) · [www.edfc.de](http://www.edfc.de)

**Titelbild: Collage**

**EDFC-Logo: Helmut W. Pesch**

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-11

# AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

---

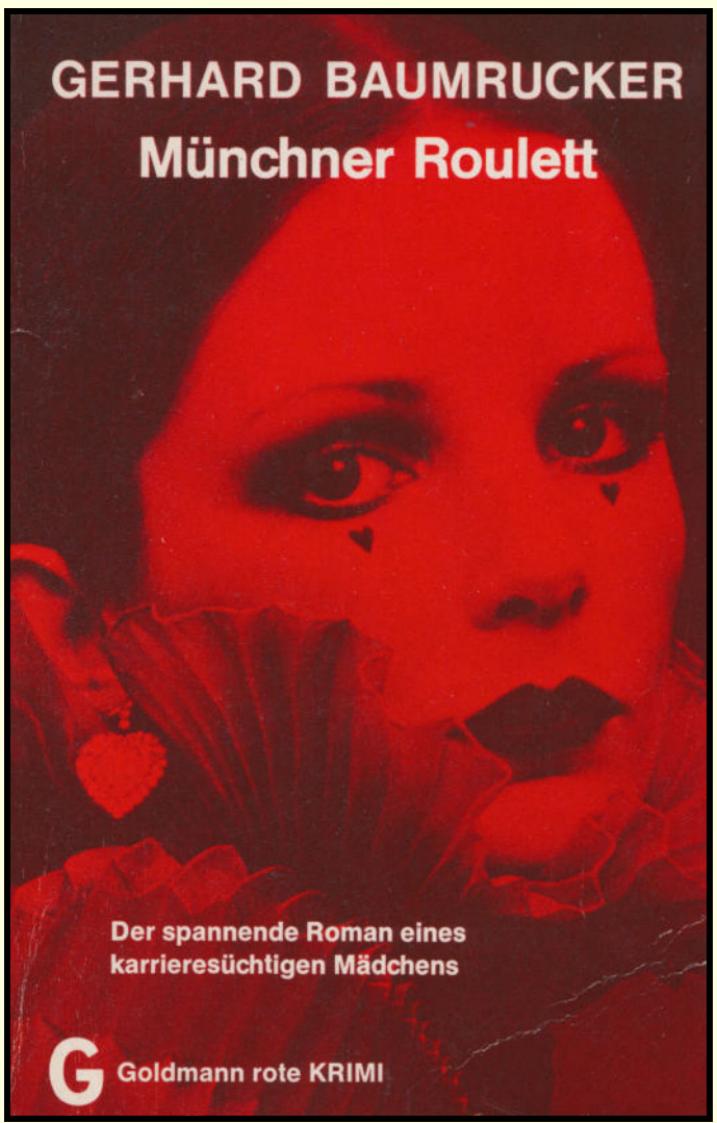
Franz Schröpf

Fantasia 1245e – Magazin für Phantastik



edfc

**GERHARD BAUMRUCKER**  
**Münchner Roulett**



Der spannende Roman eines  
karrieresüchtigen Mädchens

**G** Goldmann rote KRIMI

**Gerhard Baumrucker [1929–1992]**

**Münchner Roulett**

**Goldmann 04 373 (TB 158 S./DM 5,80)**

**München 1972**

**Genre: Kriminalsatire**

„Konsul“, sagte Katja daher beim nächsten Mal entschlossen, „ich will jetzt Karriere machen, und du wirst mir dabei helfen.“

Als er, verwundert lauschend, wenig später aus ihrem Mund das Wort ‚Schaugeschäft‘ vernahm, rümpfte er die Nase, als hätte man ihm Pellkartoffeln mit Aprikosenmarmelade serviert.

„Katja“, rief er bestürzt, „ich bitte dich, die Zahl dieser bedauernswerten Wesen ist Legion! Warum willst auch du noch dazugehören? Hast du das nötig?“

Darauf gab sie keine Antwort, hätte es vielleicht auch gar nicht vermocht. Sie schmollte nur, und kurz danach erklärte sich der Konsul bereit, ihr ein Auto zu kaufen, und ob sie Lust hätte, gleich morgen mit den Fahrstunden anzufangen.

„Konsul“, sagte Katja erfreut, „du bist ein edler Mensch, das habe ich auf den ersten Blick erkannt, und ich bin dir von Herzen dankbar.“ (S. 15)

Katharina Forstmann, genannt Katja, hat Ambitionen als Model oder Schauspielerin. Zur Überbrückung in München als Kellnerin arbeitend, lernt sie den reichen Galeristen und Madagaskar-Konsul Adrian Morbitzer kennen, der sie sogleich als seine Freizeitgestalterin einstellt – dass Morbitzer verheiratet ist, zwei kleine Töchter und einen erwachsenen Sohn aus erster Ehe namens Rolf hat, stört den Konsul nicht weiter. Freilich, ihre schauspielerischen Ambitionen hat Katja noch lange nicht aufgegeben.

Der Konsul vermittelt Katja einen Termin bei dem Filmproduzenten Ottokar Czap, der sogleich die unglaublich schlechte Geschäftslage zu bejammern weiß.

„[...] Die Marktlage ist miserabel, aus allen Knopflöchern zwitschert, nebbich, der Pleitegeier. Aber ich mag den Morbitzer. Was soll's? Stehn Sie mal auf, junge Dame, gehn Sie zum Fenster,

trommeln Sie an die Scheibe, aber nicht zu fest, sonst fällt der Kitt heraus, und dann drehn Sie sich um und sagen verbissen: Du bist ein Schwein. No, wird Ihnen das schwerfallen?“

Katja schaltete nicht sofort, und Czap zog die Mundwinkel noch tiefer herab.

„Was ist? Haben Sie die Lust verloren? Oder wollen Sie lieber sagen: Komm, küß mich?“

Katja stand auf, ging zum Fenster, trommelte an die Scheibe, die bedrohlich schepperte, dann drehte sie sich, um und sagte: „Sie können mich mal, Sie mieser kleiner Sadist, Sie. War's Ihnen so recht?“

Er zuckte die Achseln.

„Für den Anfang nicht unbegabt. Aber was soll's, wenn Sie vom Alten Peter herunterspringen, das ist nur fünf Schritte von hier, dann werden Sie schneller berühmt als beim Film, und fast so schnell wieder vergessen. Grüßen Sie den Morbitzer“, rief er ihr noch nach, „ich kann mir nicht helfen, ich mag ihn!“ (S. 17)

Weil ein einziger Liebhaber auf Dauer langweilig ist, fängt Katja ein Verhältnis mit Edwin Vogt, dem marxistisch gebildeten, larmoyanten Chauffeur des Konsuls, an.

„Nein, du flennst. Menschenkind, du, hör auf, oder ich krieg' Angst... Was hast du denn?“

„Ich hab' dich angelogen, damals. Du weißt schon, das mit der Kommune. Ich bin gar nicht freiwillig gegangen. Die haben mich 'rausgeschmissen. Die haben gesagt, ich –“

„Ja?“

„Die wollten auf einmal nur noch Beatmusik machen und groß ins Geschäft einsteigen. Das waren ganz üble Trotzkisten. Die haben gesagt ... Die haben gesagt, ich spinne.“

„Und deshalb –“

„Aber Marx hat recht. Und Lenin hat recht.“

„Und Mao?“

„Du, ich ... Verdamm.“

„Was gibt's denn schon wieder?“

„Hol mich der Teufel, du, ich glaube, ich hab dich irgendwie gern.“

„Auf einmal? Na, so was ... Ich denke, das ist ein bürgerliches Relikt?“

„Ist es auch. Eigentlich müßte ich mich jetzt hassen. Ich komme mir wahrhaftig vor wie ein Verräter. Ja. Spuck mir ins Gesicht! Los! Spuck dem reaktionären Dreckschwein ins Gesicht!“

„Großer Gott... Geht's schon wieder los?“

„Ach nein. Ach was. Ich kenne mich nicht mehr aus.“ (S. 32f)

Aber der Konsul hat noch mehr Probleme als nur einen Nebenbuhler. Sein Sohn Rolf ist erwiesenermaßen schwul und verbandelt mit einem Dirk Detlevsen. Da hilft nur eins: Katja muss ihn von dieser Verirrung kurieren. Ein Erfolg ist bei diesem schwierigen Unterfangen leider nicht garantiert.

Doch dann ereignet sich Fatales.

Katja blinzelte.

„Ist da wer?“ fragte sie.

Doch. Ja. Da war wer. Aber der Betreffende meldete sich nicht. Er lag vor dem Schreibtisch auf dem Bauch, den Kopf

zur Seite geneigt, als suchte er in der Wand gegenüber ein Mauseloch.

Katja ließ die Klinke los, machte zwei Schritte ins Zimmer, hielt inne.

Es war der Konsul.

Einfach im Frack, ohne Kinkerlitzchen – abgesehen von dem ordinären Brotmesser (in jedem Kaufhaus als Sonderangebot für nur DM 2,90), dessen weißer Plastikgriff ihm aus dem Rücken ragte. (S. 71f)

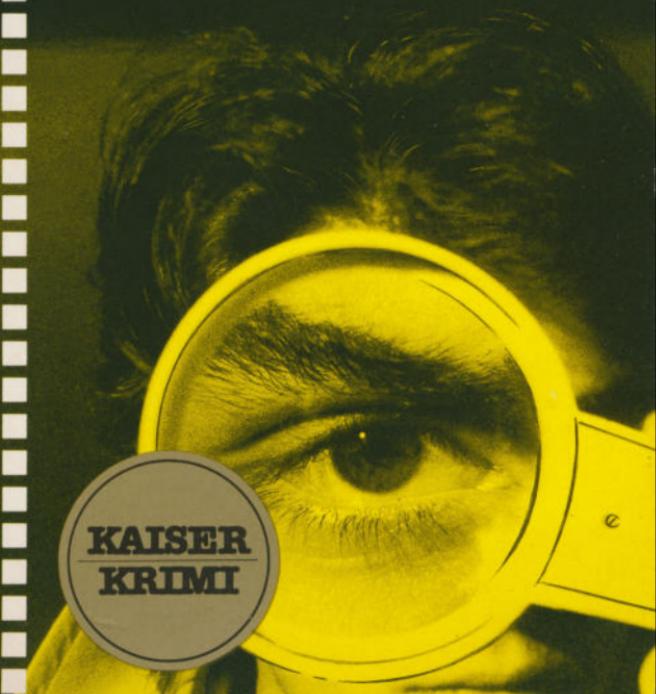
Da liegt er, der Herr Konsul, mit einem Messer im Rücken. Dass es einige Menschen gibt, die ein Motiv haben, ihn zu hassen, das steht zweifelsfrei fest – aber wer hat den Mumm, ihm wirklich den Garaus zu machen?

*Münchner Roulett* ist ein vorzüglich formuliertes, von Satire durchdrungenes Kriminaldrama. Allerdings leidet der Text darunter, dass er einerseits für eine Satire etwas zu breit und für einen Krimi etwas zu langatmig geraten ist – der Autor hätte sich wohl besser für eine der beiden Varianten entscheiden, Krimi oder Satire.



**W.J. Weatherby**

**Alte Bomben  
rosten nicht**



**KAISER  
KRIMI**

**W. J. Weatherby [William J. Weatherby,  
1930–1992]**

**Alte Bomben rosten nicht  
(Home in the Dark, 1976)**

**Neuer Kaiser 072 (TB 126 S./DM xx)**

**Klagenfurt 1986**

**Aus dem Amerikanischen von Willy  
Thaler**

**Genre: Krimi**

Der Brief seines Bruders war nach Kairo adressiert, wurde nach Paris weiterbefördert und erreichte ihn schließlich in London, wo er mit Pam zusammen lebte, der Besitzerin eines kleinen Restaurants in Chelsea.

London war gefährlich für ihn, aber er wollte wieder in einem Land sein, in dem man Englisch sprach. London war auch sein letzter Zwischenstop vor der Heimat. Er hatte gleich weiterfahren wollen, dann aber Pam kennengelernt und war geblieben – vorläufig. Es war das erste richtige Zuhause, das er in den letzten acht Jahren gehabt hatte, und Pam schlug sogar vor, sie sollten heiraten, obwohl sie beide nicht zu der Art

Menschen gehörten. Er sagte, nein, jetzt nicht, vielleicht später – wenn er einmal in den Staaten gewesen wäre und mit allem abgerechnet hätte ... (S. 5)

John Ford hat mit einer Reihe von Kumpels einen Anschlag auf ein amerikanisches Rekrutierungsbüro verübt, bei dem ungewollt ein Polizist zu Tode kam. Ausgerechnet John wurde verraten, mutmaßlich von einem Freund, und lebt seit acht Jahren unerkannt in England. Doch nun erreicht ihn auf vielen Umwegen ein Brief seines Bruders, dass die Mutter im Sterben liegt.

John besorgt sich einen gefälschten Pass auf den Namen James Graver, um in die USA zu reisen, wo er einerseits seine Mutter noch einmal sehen und andererseits den Verräter enttarnen will.

Die Nachricht, daß er nach New York zurückkommen würde, verbreitete sich schnell.

Zu Mittag kam Lena Prince in Charles Kneipe. Der alte Mann mit schweren Tränensäcken wie Duke Ellington war

überrascht, sie zu sehen; sie war seit Wochen nicht dagewesen.

„Schon gehört?“ fragte sie, nachdem sie sich ein paar Minuten lang unterhalten hatten. „John Fords Mutter ist krank, und sie haben ihn gebeten, heimzukommen.“

„Scheiße“, sagte Charles. „Die Bullen werden ihn schnappen.“

„Lieber nicht, sonst schnappen sie vielleicht mich.“ (S. 7)

Natürlich können sich seine Kumpels denken, dass die Polizei ihre Ermittlungen wieder aufnimmt, weil diese damit rechnet, dass John seine Mutter besuchen will. Dadurch geraten auch Johns frühere Freunde in Gefahr, und zwar einerseits dadurch, dass sie ebenfalls von der Polizei enttarnt werden könnten, und andererseits dadurch, dass sich John an ihnen rächen könnte.

*Alte Bomben rosten nicht* ist ein interessanter psychologischer Krimi. Allerdings wirkt es nicht sonderlich glaubhaft, dass der Protagonist ausgerechnet zu einem Zeitpunkt in die USA zurückkehrt, an dem er damit rechnen muss, dass die Polizei be-

sonders aufmerksam sein wird – denn einen Mord an einem der Ihren vergisst sie nie.

Die deutsche Erstausgabe ist 1979 unter dem Pseudonym Will Perry erschienen.



HEYNE <



Erstmals im Taschenbuch

Roman

**Dean R. Koontz**

**Todesregen**

**(The Taking, 2004)**

**Heyne 43 336 (TB 400 S./€ 8,95)**

**München 2008**

**Aus dem Amerikanischen von Bernhard Kleinschmidt**

**Genre: Science Fiction**

Molly drückte die Fingerspitzen an die Fensterscheibe. Das Glas war kühl, aber nicht kalt.

Wenn herabfallender Regen irgendeine künstliche Lichtquelle reflektiert, dann nimmt er manchmal einen silbrigten Schimmer an. Momentan existierte jedoch keine solche Quelle.

Vielmehr sah der Regen aus, als leuchtete er selbst schwach, als wäre jeder Tropfen ein winziger, glitzernder Kristall. Die Nacht wurde von unzähligen Ketten aus fluoreszierenden Perlen gleichzeitig verschleiert und enthüllt.

Als Molly aus dem Schlafzimmer in den Flur trat, bleichte das schwache Leuchten der beiden Lichtkuppeln das düstere Schwarz zu dunklem Grau und

ließ den Weg zur Treppe sichtbar werden. Das Regenwasser, das an den Plexiglaskuppeln in der Decke herabströmte, war von glitzernden Strudeln durchzogen. Unwillkürlich dachte Molly an Spiralnebel, die sich am Gewölbe eines Planetariums drehen. (S. 13)

Molly und Neil Sloan leben abgelegen in den San Bernardino Mountains in Südkalifornien. Eines Nachts beobachtet Molly einen fluoreszierenden, angsteinflößenden Regen. Sogar ein Rudel Kojoten, das unter der Veranda Schutz gesucht hat, flüchtet in Panik.

Während Molly den Regen beobachtet, hat Neil einen Alpträum, von dem er nach dem Erwachen Molly erzählt.

Neil legte den Kopf in den Nacken und betrachtete mit offenkundiger Nervosität die Schlafzimmerdecke. „Ein riesenhafter Berg“, sagte er mit einer Stimme, die nicht mehr rau klang, sondern eine sanfte, ernste Intensität hatte. „In meinem Traum. Gewaltig. Ein Berg aus pechschwarzem Fels, der langsam her-

abstürzt. Man läuft und läuft ... aber man kann ihm nicht entrinnen. Man sieht seinen Schatten immer größer werden, viel schneller, als man vorwärtskommt.“

Die leisen Worte zerrten an Mollys Nerven, scharf wie das Piektrum eines Harfenspielers.

Um der Sache einen heiteren Anstrich zu geben, sagte sie: „Aha. Einer dieser Träume, bei denen einem der Himmel auf den Kopf fällt.“

Neil starrte immer noch an die Decke. „Nicht nur ein Traum. Hier. Jetzt.“ Er hielt den Atem an und lauschte. „Da ist etwas hinter dem Regen ... das herabkommt.“

„Neil! Du machst mir Angst.“

Er senkte den Blick und sah ihr in die Augen. „Ein gewaltiges Gewicht ist irgendwo da droben. Ein wachsender Druck. Du spürst ihn doch auch.“ (S. 34f)

Sowohl Neil als auch Molly spüren, dass hinter dem Regen eine finstere Macht stecken muss. In einer der letzten Fernsehübertragungen, die noch ausgestrahlt wird,

ist zu sehen, wie eine ungeheuerlicher Wirbelsturm Wasser aus dem Meer saugt und über den Himmel verteilt, um die Flüssigkeit dann auf der ganzen Welt im dichtesten Regen aller Zeit wieder herunterzulassen.

Daraufhin packen Molly und Neil einige Vorräte ein und fahren in ihrem Geländewagen weg, um die Gefahr gemeinsam mit anderen Menschen bestehen zu können.

*Todesregen* ist eine Mischung aus Horror, Phantastik und Science Fiction, die eine Atmosphäre des Düsteren und Unheimlichen verbreitet. Allerdings ist lange Zeit nicht deutlich, worauf der Autor hinaus will, und selbst der Schluss wirkt nicht zwingend.



HELMUT W.  
**PESCH**

Aktualisierte  
und erweiterte  
Neuausgabe

DAS  
**GROSSE  
ELBISCH  
BUCH**

Lübbe

## \*Pesch, Helmut W.: Große Elbisch-Buch

**Helmut W. Pesch**

*Das große Elbisch-Buch. Grammatik,  
Schrift und Wörterbücher der Elben-  
Sprachen J. R. R. Tolkiens mit Anhängen zu  
den Sprachen der Zwerge und Orks.*

*Überarbeitete Neuausgabe*

Lübbe (HC 974 S./€ 30,00)

Köln 2025

Genre: Sekundärliteratur

Es gibt bei der Beschäftigung mit Tolkiens Elbensprachen im Wesentlichen zwei Richtungen. Bei der einen interessiert man sich vor allem dafür, wie sich die Sprachen im Rahmen von Tolkiens Leben und Werk entwickelt haben, und ihre Vertreter verwahren sich insbesondere dagegen, verschiedene Stadien dieser Entwicklung zu vermengen. Für sie gilt nur das, was Tolkien geschrieben hat, und diese Haltung ist gewiss unangreifbar. Bei der anderen wird versucht, eine „ideale“ Sprache zu konstruieren, wobei man alles an Informationen heranzieht, was sich aus den Quellen ab-

leiten lässt, und die Lücken aus eigenen Überlegungen füllt. Dieses „Neo-Quenya“ und „Neo-Sindarin“ wird von den Puristen oft kritisiert, entspringt aber gleichwohl einem legitimen Bedürfnis. (S. 10)

In den Schützengräben des Ersten Weltkriegs, abgeschnitten von jeglicher sprachwissenschaftlicher Fachliteratur, hat der Linguist J. R. R. Tolkien begonnen, seine eigenen Sprachen, natürlich mit zugehöriger mehrtausendjähriger Entwicklungs geschichte, zu erfinden. Die Erzählungen, die er später um diese Sprachen herum erdachte, waren quasi ein Nebenprodukt seines eigentlichen Hobbys. Und so hat der spätere Professor für Angelsächsisch mit allen Werkzeugen seines Berufs und mit wissenschaftlicher Akribie die Elbensprachen Quenya und Sindarin entwickelt.

In den USA gab es schon früh Fans, die aufgrund der anfangs nur spärlichen Zeugnisse versuchten, Grammatik und Wortschafft dieser Sprachen zu erforschen. Aber es bedurfte eines Anglisten, Dr. phil. Helmut W. Pesch, um mit dem gleichen wis-

senschaftlichen Anspruch wie der Professor selbst an die Erforschung der Elbensprachen zu gehen, sozusagen auf Augenhöhe mit ihrem Erdenker. Wenn man sich den ungeheuren Umfang des vorliegenden Buches und den maßlosen Aufwand betrachtet, der zu seiner Erstellung nötig war, dann muss man zu dem Schluss kommen, dass die Zeit, die Dr. Pesch in die Dokumentation der Elbensprachen investiert hat, der von Prof. Tolkien aufgewendeten mindestens gleich kommt und sie vermutlich übertrifft.

Die Elbensprachen entwickelten sich bei Tolkien immerfort, von den Anfängen bis zum *Herrn der Ringe* und weit darüber hinaus, so dass man nicht von einer endgültigen Form sprechen kann. Dr. Pesch betont in seinem Vorwort, dass er versucht, zwischen den beiden Extremen – der Dokumentation der Entwicklung der Elbensprachen einerseits und der Konstruktion der idealen Sprachen andererseits –, einen Mittelweg zu finden, indem er als Grundlage für seine Arbeit den Stand der Elbensprachen nimmt, den sie zur Zeit des Erscheinens des *Herrn der Ringe* hatten. Weiter-

entwicklungen der Elbensprachen, wie sie durch Tolkien-Fans oder durch die Drehbuchautoren der Filmtrilogie geschahen, berücksichtigt er nicht.

*Das große Elbisch-Buch* gliedert sich in Abschnitte über Tolkien, Mittelerde, die Entwicklung der Elbensprachen, die Quellenlage, die Grammatik, die Schriften und natürlich, den Hauptteil, die Wörterbücher Quenya und Sindarin, jeweils Elbisch–Deutsch und Deutsch–Elbisch. Zwei Anhänge über die Sprachen der Zwerge und die der Bösen Mächte runden das Buch ab.

Ein Beispiel aus dem Wörterbuch soll verdeutlichen, verdeutlichen, mit welcher Akribie Dr. Pesch gearbeitet hat:

**Voronwe** /vɔ-’rɔn-wa/, ›der Getreue‹,  
›der Standhafte‹. ▼ HdR Anh/A. Sil/Reg.  
Ety (BORON). PMe. ◇ (a) Elb aus Gondolin,  
Begleiter Tuors. (b) Beiname von **Mardil**.  
(S. 549)

Aussprache, Quellen, etymologische Wurzel, Wortbedeutung – alles ist belegt. Als Nachweis für die Sorgfalt, mit der Dr. Pesch die frühere Version dieses Werkes überar-

beitet hat, sei derselbe Eintrag aus dem Jahr 2009 zitiert.

**Voronwe** [vo-'ron-wa], ‚der Getreue‘, ‚der Standhafte‘. ▼ HdR Anh A. Sil; Reg. Etym ( $\sqrt{BORON}$ ). Pme:340. ◇ (a) Elb aus Gondolin, Begleiter Tuors. (b) Beiname von **Mardil**. (S. 436)

Dr. Pesch ist mit der Akribie eines Sprachwissenschaftlers an Tolkiens Elbensprachen herangegangen und hat sie mit den gleichen Methoden behandelt, wie man das etwa mit dem Gotischen durchführen würde, nämlich strikt anhand der Quellen und gänzlich ohne eigene Hinzufügungen, wie man sonst bei der sogenannten Erforschung fiktiver Sprachen aus Literatur und Film findet.

Ein wenig befremdend wirkt der Titel, *Das große Elbisch-Buch*, für den aber wahrscheinlich nicht der Autor, sondern ein Lübbe-Redakteur verantwortlich war, der dem Werk einen populären Anstrich geben wollte. Immerhin stellt der ausführliche Untertitel eine mögliche Fehleinschätzung wieder richtig.



**Joachim B.  
Schmidt**  
*Kalmann und der  
schlafende Berg*

Roman · Diogenes

## **\*Schmidt, Joachim B.: Kalmann und der schlafende Berg**

**Joachim B. Schmidt [Joachim Beat Schmidt, 1981–]**

***Kalmann 2: Kalmann und der schlafende Berg***

**Diogenes (HC 302 S./€ 24,00)**

**Zürich 2023/300**

**Genre: Krimi**

Ich wünschte, mein Vater hätte mir diesen Brief nie geschrieben. Ich wünschte, er hätte mich und meine Mutter in Frieden gelassen, damit wir in Ruhe hätten Filme gucken und Pizza essen können, nur sie und ich. Wir schlugen uns gut durch die regnerischen Sommertage und die stürmischen Herbstabende hier oben im Nordland und unsere Trauer, die gehörte nur uns. Wenn mein Vater diesen Brief nie geschrieben hätte, dann hätten mir die FBI-Beamten nicht den Arm verdreht und mein Gesicht auf die Motorhaube des schwarzen Cherokee-Jeeps geknallt. Und das Silvesterfeuerwerk in Raufarhöfn hätte ich auch nicht

verpasst. Das habe ich nämlich noch nie verpasst, das ist hier Tradition, und Traditionen sind wichtig, auch wenn man manchmal gar nicht mehr weiß, wie sie angefangen haben. (S. 9)

Kalmann Óðinsson ist ein erwachsener junger Mann, der allem Anschein nach ein wenig in seiner Entwicklung gestört ist; er soll dem Spektrum angehören, mutmaßt ein Bekannter. Geboren ist er in Raufarhöfn, wo er sich von Zeit zu Zeit aufhält, aber die meiste Zeit lebt er bei seiner Mutter in Akureyi. Benannt ist er nach seinem Großvater Óðin Arnarson, obwohl er von einem amerikanischen Soldaten namens Quentin Boatwright gezeugt wurde, der allerdings zum damaligen Zeitpunkt in seiner Heimat bereits verheiratet war und sich so bald wie möglich wieder aus Island verabschiedet hat.

Und nun hat Kalmann, man kann es kaum glauben, eine Einladung seines Vaters erhalten, ihn, seine dritte Frau Sharon und seine verschiedenen Kinder in den USA zu besuchen.

„Waren sie bewaffnet?

„Onkel Bucky -“ Ich zögerte.

„War Onkel Bucky bewaffnet?“

„Ich bin gar nicht sicher, ob er überhaupt mein Onkel ist“, sagte ich.

„Das spielt jetzt keine Rolle. Beantworte bitte meine Frage. Ist der Mann bewaffnet?“

„Immer.“

„Womit denn?“, wollte Dakota Leen wissen, aber weil ich zögerte, erklärte sie mir, es sei wichtig, dass sie wüssten, ob er eine Gefahr für andere darstelle. Gut möglich, dass ich heute Leben rette!

„Vielleicht ist dein Onkel wütend.“

„Er ist wahrscheinlich nicht mein Onkel.“

„Das hast du schon gesagt.“

„Ist es eigentlich verboten, Waffen zu tragen?“

„Manchmal schon, ja.“

Ich fühlte mich elend, schuldig, obwohl ich doch gar nichts falsch gemacht hatte.

„Er trägt immer eine Glock am Knöchel, manchmal auch eine Walther und

eine hk unterm Arm. Das sieht man aber gar nicht.“

„hk? Heckler und Koch?“ Sie tippte es in den Laptop ein.

„Und ein Messer.“

„Ein Taschenmesser?“

„Nein, ein Jagdmesser. Ziemlich groß.“ Ich zeigte ihr die Größe.

„Auf wen will er denn Jagd machen?“

„Normalerweise auf Hirsche, aber heute auf Echsen und Schweine.“

Dakota Leens Gesicht wurde blasser. Sie sah konzentriert auf den Laptop, und darum bemerkte sie nicht, dass ich mich verstohlen nach weiteren Kameras umschaute. Ich fand noch ein schwarzes Ei hinter mir. Und in den Wänden waren kleine runde Stellen mit Löchern, da waren wahrscheinlich die Mikrofone angebracht. (S. 20f)

Der Besuch in den USA, genauer gesagt in der Kleinstadt Mill Creek, verläuft ausgesprochen harmonisch. Kalmann, der bereits zu Hause ein ausgezeichneter Jäger war, zahllose Polarfüchse, eine ganze Reihe von Grönlandhaien und sogar einen Grönland-

bären mit nichts weiter als einer Mauserpistole erlegt hatte, wird von Quentin und dessen Busenfreund aus Militärzeiten, Onkel Bucky genannt, in der Kunst der Selbstverteidigung unterwiesen; offenbar gehören die Beiden zur Sekte der Prepper, auch wenn Kalmann das nicht so benennt.

Dann allerdings, just am 6. Januar 2021, in der Hochzeit der Pandemie, muss bei einer Besichtigung des Kapitols in Washington etwas schiefgelaufen sein, denn Kalmann, mit einer Island-Flagge und dem großen Emblem „Q“ für den Vornamen seines Vaters ausgestattet, verliert im Trubel nicht nur den Kontakt zu Quentin und Bucky, sondern wird auch vom FBI verhaftet, weshalb er jetzt in einem Verhörraum sitzt und von der jungen Agentin Dakota Leen befragt wird.

Nein, Kalmann hat nichts zu verbergen, und so schildert er der freundlichen Agentin sein halbes Leben, bevor er ohne großes Aufsehen nach Island abgeschoben wird.

Plötzlich stand ich. In der Hand hielt ich eine dieser Eulenfiguren aus Glas, die meine Mutter sammelte und im ganzen

Haus aufgestellt hatte. Ich hatte keine Ahnung, wieso ich dieses verfluchte Ding in der Hand hielt, und darum schmetterte ich es neben meiner Mutter an die Wand, so fest ich konnte, was zusammen mit dem Gekreische meiner Mutter einen solchen Höllenlärm machte, dass ich ihn mir aus den Ohren prügeln musste, den Lärm, wie man kleine Fliegen vertreibt, die einem ins Ohr geraten sind. Ich prügelte so lange auf mich ein, bis es endlich still wurde. Das war angenehm. Wieso an meinen Händen Blut war, wusste ich nicht, aber es war mir egal. Es tat auch gar nicht weh. Und als mich plötzlich zwei Polizisten überwältigten, mir das Gesicht auf den Boden drückten, entspannte ich mich komischerweise, denn unter zwei Polizisten ist es fast so dunkel wie unter einem Eisbären. Im Dunkeln ist man irgendwie ganz für sich, auch wenn noch andere da sind. Ich musste nicht mehr an Großvater und die hinfällige Besuchszeit denken. Ich wartete einfach ab und merkte, wie die Luft aus meinem Körper wich, und mit ihr die Wut, aus

meiner Brust, meinen Armen, meinen Beinen und meinen Knoblauchzehen.  
(S. 42)

Kalman heißgeliebter und hochverehrter Großvater Óðin ist gestorben. Eigentlich war es zu erwarten, denn Óðin lebte schon längere Zeit in einem Pflegeheim, wo er vollkommen in Demenz versank. Dass er seinen Enkel, der ihn regelmäßig besuchte, erkannte, war eine Seltenheit, und bei Kalmanns letztem Besuch redete der Großvater sogar in einer völlig fremden Sprache.

Kalmanns Behinderung ist es zuzuschreiben, dass er in Stresssituationen die Kontrolle verliert und sich und Anderen Schaden zufügt. Diesmal kommt er für einige Tage in die Psychiatrie, bis er sich dank guter Medikamente wieder beruhigt hat und entlassen werden kann.

Zu Hause wartet auf Kalman eine große Überraschung: Sein Fernfreund Nói meldet sich wieder per Chat. Kalman hatte schon geglaubt, dass der offensichtlich schwerkranke Nói gestorben war, aber nein, er musste sich einer schwierigen Herzoperation unterziehen und befindet

sich auf dem Weg der Besserung. Natürlich erzählt ihm Kalmann vom Tod seines Großvaters, woraufhin für Nói sogleich mehrere Fakten sonnenklar sind: Erstens ist Óðin ermordet worden; zweitens hat er Russisch gesprochen; und drittens hat er für die Sowjets spioniert, und zwar während der Zeit, als auf dem nahegelegenen Berg Heiðarfjall eine amerikanische Radarstation installiert war, auf der allem Anschein nach auch Kalmanns Vater stationiert war.

Aber sind diese Hypothesen auch glaubwürdig, insbesondere, wenn man bedenkt, dass Nói eine Vorliebe für Verschwörungstheorien hat? Doch wie auch immer, Kalmann setzt alles daran, die Wahrheit herauszufinden.

*Kalmann und der schlafende Berg* ist ein unglaublich faszinierender Roman, was vor allem an dem Icherzähler liegt. Kalmann ist ein wenig geistig behindert, wobei unklar ist, in welcher Form. Erkennbar ist, dass er kindlich-naiv geblieben ist und eine langsame Auffassung besitzt; doch was er einmal begriffen und gelernt hat, das vergisst er nicht mehr.

Manche Ereignisse begreift Kalmann nicht so recht, vor allem dann, wenn sie unvorhergesehen hereinbrechen. Aber mit Menschen kann er überraschend gut umgehen; die Offenheit und Ehrlichkeit, die er zeigt, veranlasst sein Gegenüber in den meisten Fällen, sich ebenso zu geben. Kalmann glaubt, dass er bei den Anderen beliebt ist, was in gewissem Maße aus trifft; was er allerdings nicht realisiert, dass ihm auch Mitleid wegen seiner Behinderung, die er selbst nicht wahrnimmt, entgegengebracht wird.

Aufgrund seiner Behinderung schreibt Kalmann einen einfachen, aber sehr klaren und angenehm lesbaren Stil, der eine ungewöhnliche Faszination auf den Leser ausübt und selbst von einem preisgekrönten Schriftsteller wie Joachim B. Schmid nicht übertroffen werden könnte. Selbst Belanglosigkeiten aus seinem Leben kann Kalmann so erzählen, dass der Leser interessiert seinen Erlebnissen lauscht – das ist eine Kunst, die nur wenige Autoren beherrschen.

AKRAM EL-BAHAY

# DIE BUCHREISENDEN

Eine Tür aus  
Silber und Lügen



Lübbe

**Akram El-Bahay [1976–]**

**Die Buchreisenden 2: Eine Tür aus Silber  
und Lügen**

**Lübbe (PB 350 S./€ 18,00)**

**Köln 2025**

**Genre: Phantastik**

„Das klappt auf keinen Fall.“ Luthin, der Kobold, zupfte an seinem Smoking und richtete so gekonnt seine Fliege, als hätte er zeit seines Lebens nie etwas anderes gemacht.

„Nur nicht so optimistisch“, erwiderte Adam. Er hatte Mühe, seine Stimme ruhig klingen zu lassen. Dies hier war Wahnsinn. Völlig irre. Sie würden es vermutlich nie schaffen, ihren Plan in die Tat umzusetzen. Auch er zog an seinem Smoking, der sich wie ein Kostüm anfühlte.

„Jungs, ganz ruhig.“ Elisa an seiner Seite wirkte im Gegensatz zu ihm und dem Kobold so entspannt, als würden sie wirklich nur die neue Shakespeare-Ausstellung im Londoner British Museum besuchen. Als wären sie tatsächlich nur geladene Gäste und damit Auser-

wählte, die sich langweilige Reden anhören durften, um dann in aller Ruhe die unbezahlbaren Exponate zu besichtigen. Vor allem die alte Ausgabe des *Sommernachtstraums*, die aus der Sammlung von Elisas Vater stammte. (S. 7)

Elisa und Adam betreiben die Buchhandlung Libronautic Inc., die von Elisas verstorbenem Vater Tristan Tate gegründet wurde. Adam verfügt über die besondere Gabe, durch das Vorlesen von Büchern die Zuhörer in die Geschichte hineinführen zu können; gelegentlich gelingt es dabei auch einer Romanfigur zu entkommen, wie beispielsweise dem aus Shakespeares „Sommernachtstraum“ entflohenen Kobold Luthin.

Nun ist unglücklicherweise Elisas Mutter verschwunden. Mutmaßlich befindet sich in Tristans seltener Erstausgabe des Sommernachtstraums, die gerade jetzt in einem Museum ausgestellt wird, einer der Schlüssel zu der geheimnisvollen Tür, hinter der man die Mutter zu finden hofft. Was bleibt Elisa, Adam und Luthin da anderes übrig, als zu versuchen, das Buch zu stehlen?

Allerdings ist auch der feindselige Libronaut Timotheus mit einigen Spießgesellen zur Stelle, um das Buch an sich zubringen. Doch dieser Schurke hat nicht mit der Raffinesse des Kobolds gerechnet, der das Licht ausschaltet, im Dunkeln für größtmögliche Verwirrung sorgt und mit dem Buch entflieht. Aber das ist erst der Anfang zahlreicher dramatischer Abenteuer.

*Eine Tür aus Silber und Lügen* ist der zweite und letzte Teil von Akram El-Bahays Dilogie *Die Buchreisenden*. Das Gesamtwerk ist eine phantasievolle und spannende Geschichte, die allen Bücherfreunden zu empfehlen ist.



Goldmann

ERLE STANLEY

# GARDNER

A.A.FAIR

## Das volle Risiko



## \*Fair, A. A.: Volle Risiko

**A. A. Fair [Erle Stanley Gardner, 1889–1970]**

***Donald Lam & Bertha Cool 25: Das volle Risiko***

**(*Up For Grabs*, 1964)**

**Goldmann 04 852 (TB 156 S./DM 3,80)**

**München 1979**

**Aus dem Amerikanischen von Fried Holm**

**Genre: Krimi**

Und damit marschierte ich aus meinem Büro hinaus in den Empfangs- und Warteraum und zu der Tür, auf der stand: ,B. COOL – PRIVAT.'

Das B bedeutet Bertha, und Bertha bedeutet zwei Zentner Streitlust, diamantharte Augen, eine Figur, die zur Tonne geworden ist, ein Bulldoggenkinn und ein Gesicht, dessen Wangen völlig auseinanderliefen, wenn Bertha nicht das Kinn hochhielt und die Backen einzog – eine Mimik, die sie immer dann vollführte, wenn sie beeindruckend wirken wollte. (S. 7)

Donald Lam und Bertha Cool betreiben die mäßig erfolgreiche Detektei „Cool & Lam“ in Los Angeles. Mit der deutlich übergewichtigen, das Büro nur selten verlassenden Bertha ist es nur schwer auszuhalten, aber Donald, ein etwas klein und schmächtig geratener, aber auf Frauen sehr positiv wirkender Charakter, ist meistens im Außendienst. Und wenn er schon einmal in die Detektei kommt, dann freut er sich über die Anwesenheit der hübschen jungen Sekretärin Elsie Brand, die ganz offensichtlich in ihn verschossen ist.

Erfreulicherweise meldet sich bei Cool & Lam ein durchaus zahlungskräftiger Kunde, nämlich Homer Breckinridge, Präsident der Versicherungsgesellschaft „Für jeden Zweck“.

„Und wo liegt der Hase im Pfeffer?“  
wollte ich wissen.

Breckinridge erklärte ein wenig nebulös: „Die Ehrbegriffe scheinen in diesem Land einem ständigen Verfall unterworfen zu sein, einer progressiven Auflösung.“

Dazu konnte keiner von uns etwas sagen.

„Im Versicherungsgeschäft“, fuhr Breckinridge fort, „gibt es immer häufiger Betrüger, Schwindler, Leute, die ihre Verluste über jedes vernünftige Maß hinaus aufbauschen. Und“, setzte er hinzu, „es gibt eine zunehmende Zahl von Anwälten, die genau studiert haben, wie man zugängliche Juroren beeinflußt, so daß bei Schadensersatzklagen auf Schmerzensgeld die betreffenden Schmerzen ins Unermeßliche gesteigert werden. Nehmen wir einen Mann mit ganz gewöhnlichen Kopfschmerzen: Ein derartiger Anwalt wird den Juroren in lebhaften Farben schildern, wie dieser beklagenswerte Klient vierundzwanzig Stunden am Tag, sechzig Minuten die Stunde, sechzig Sekunden die Minute einen geradezu tödlichen Schmerz erdulden muß.“ (S. 9)

Ein gewisser Helmann Bruno scheint mit seinem Auto etwas abrupt gebremst zu haben, so dass ihm ein gewisser Foley Chester hinten draufgefahren ist. Nun hat Bruno bei

der Versicherung Schadensersatz in Höhe von hunderttausend Dollar angemeldet, weil er an einem Schleudertrauma leiden will. Die Versicherung hat für solche Fälle ein probates Mittel: Sie lässt den Kläger bei einem getürkten Wettbewerb einen Aufenthalt auf der Gästeranch Butte Valley in Tucson, Arzona, gewinnen, wo mit versteckten Kameras aufgenommen wird, wie schnell und gründlich sich der Gast erholt hat. Freilich, so sagt Breckinridge, macht es bei einer Jury einen schlechten Eindruck, wenn der Kläger von Hausdetektiven der Versicherung hereingelegt wird, weshalb er lieber eine externe Detektei beauftragen will.

Die Hostess der Gästerranch, die attraktive Dolores Ferrol, arbeitet heimlich und nebenberuflich mit der Versicherung zusammen: Sie hat einen anderen jungen Gast namens Melita Doon, dafür geworben, sich an Bruno heranmachen, während Lam als sein Rivale auftreten soll, um ihn aus der Reserve zu locken.

Ein Mitarbeiter der Ranch namens Kramer fährt Bruno vom Flugplatz zur Ranch.

Der Wagen machte eine Wende und hielt dann auf dem Parkplatz für Gäste.

Der Mann, der neben Kramer saß, schien sich nicht zu bewegen.

Kramer stieg aus, ging um den Wagen herum und öffnete die Tür an der Beifahrerseite.

Bruno streckte vorsichtig ein Bein heraus, dann das zweite, dann einen Krückstock.

Kramer nahm Brunos Hand und half ihm aus dem Wagen.

Bruno stand still, mit steifen Beinen, schwankte wohl auch ein wenig, dann humpelte er, die eine Hand auf den Stock gestützt, die andere auf Kramers Arm, in Richtung auf den Swimmingpool. (S. 40)

Bruno kommt an, aber in einem so erbarmenswürdigen Zustand, dass Lam befürchtet, er hätte Lunte gerochen. Und der Lockvogel Melita scheint gar Angst vor Bruno zu haben, was sehr merkwürdig erscheint.

*Das volle Risiko* erzählt von einem interessanten Fall von Versicherungsbetrug. Überraschenderweise verbirgt sich aber

hinter der scheinbar durchsichtigen Affäre eine zweite, geheimnisvolle Geschichte von Mord und Totschlag – und hinter dieser eine dritte, im höchsten Maß erstaunliche. Jedes Mal, wenn der Leser meint, die Hintergründe des Falls durchschaut zu haben, zieht Gardner eine neue Wendung aus dem Hut, die alle bisherigen Erkenntnisse über den Haufen wirft.

Dabei zeigt sich Erle Stanley Gardner wieder als hervorragender Rechercheur, denn er kennt nicht nur alle Details über eine typische Ferienranch, sondern versteht es auch dank seines besonderen erzählerischen Talents, selbst nebensächliche Fakten auf interessante Weise darzustellen.

Erle Stanley Gardner hat seine Krimiserie um Cool & Lam unter dem Pseudonym „A. A. Fair“ veröffentlicht. Wenn man sich die beiden etwas auffällig charakterisierten Hauptfiguren betrachtet, so kommt der Verdacht auf, dass Cool & Lam als Parodie auf Serien anderer Krimiautoren gedacht war. Der große Erfolg des ersten Romans veranlasste aber offenbar Gardner, zahlreiche weitere Geschichten folgen zu lassen.



HEYNE



JOHN  
SAUL

Mitternachts-  
Stimmen

Roman

**John Saul**  
**Mitternachtsstimmen**  
**(*Midnight Voices*, 2002)**  
**Heyne 43 004 (PB 478 S./€ 12,00)**  
**München 2004, 2. Auflage**  
**Aus dem Amerikanischen von Christine**  
**Roth-Drabuseñigg**  
**Genre: Horror**

Das Rockwell.

Es war ein riesiges altes Gebäude, das so viele verschiedene Architekturstile in sich vereinigte, dass es von den Bewohnern der Stadt liebevoll der „große alte Bastard von Central Park West“ genannt wurde. Dass es eines der ältesten Bauwerke der Gegend war, sah man schon an den Natursteinmauern, die nie gereinigt worden waren – zumindest nicht, soweit Caroline sich erinnern konnte. Die gesamte Fassade war nahezu schwarz vom Schmutz der Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte. (S. 37)

Am Central Park in New York steht in einem verwilderten Garten das große, heruntergekommene und für amerikanische Ver-

hältnisse uralte Backsteingebäude „Rockwell“.

Von der Familie, die es einst für sich gebaut hatte, war nur eine alte Frau übrig geblieben, die nun allein in diesem großen Herrenhaus lebte, inmitten eines gänzlich verwilderten Gartens, der nicht minder unheimlich wirkte wie das Haus selbst. Unter Caroline und ihren Freunden galt es damals als unausgesprochene Tatsache, dass die alte Frau eine Hexe war, und dass jedes Kind, das dem Haus zu nahe kam, auf Nimmerwiedersehen verschwinden würde.  
(S. 38)

Eine alte Frau namens Virginia Esterbrook ist die einzige Nachkommin der Erbauer und zur Zeit auch die einzige Bewohnerin des Rockwell, wenn man die regelmäßigen Besucher Anthony Fleming und Irene Delamond ausnimmt.

In der Nähe lebt die junge, gänzlich verarmte Witwe Caroline Evans mit ihren Kindern Laurie, dreizehn, und Ryan, zehn. Sie freundet sich mit Anthony an, heiratet ihn

und lässt sich überreden, mit ihm ins Rockwell zu ziehen, auch wenn ihr und insbesondere den Kindern das Gebäude unheimlich erscheint.

Um zehn lagen die Kinder im Bett und schliefen.

Um elf liebten sich Caroline und Tony.  
Und um Mitternacht, nachdem Caroline eingeschlafen war, begannen die Stimmen ... (S. 152)

Carolines Ängste beginnen mit nächtlichen unheimlichen Stimmen, aber der wahre Horror kommt erst noch.

Als Anthony Fleming sie packte, und seine Finger ihr Fleisch umklammerten, brach ein Schrei aus ihrer Kehle.

Sie hatte mit ihm geschlafen – ihn geliebt! Aber er war nicht real.

Er lebte überhaupt nicht.

Keiner von denen. Alle, ihr Mann und die anderen Bewohner dieses Hauses, waren Leichen.

Leichen, die in der Stadt umhergingen und nach Kindern suchten, die ihre Körperfunktionen aufrechterhielten.

Auf einmal mischte sich eine unsägliche Wut in den Entsetzensschrei, der immer mehr anschwoll. Gleichzeitig spürte sie, wie Dr. Humphries ihr eine Injektionsnadel in den Arm stach. Während er langsam den Spritzenkolben nach unten drückte, erstarb der Schrei auf ihren Lippen, die Beine gaben unter ihr nach, und die Schwärze der Bewusst-losigkeit ersparte ihr – wenigstens für eine Weile – das Entsetzen über die schreckliche Wahrheit, die sie so eben entdeckt hatte. (S. 358)

*Mitternachtsstimmen* ist ein klassischer Horrorroman um eine Gruppe von Vampiren, die es vorgezogen haben, aus dem alten Europa in die Neue Welt zu ziehen. An der Frau haben sie kein Interesse, aber sie brauchen die Kinder, um ihr unheiliges Leben zu verlängern.

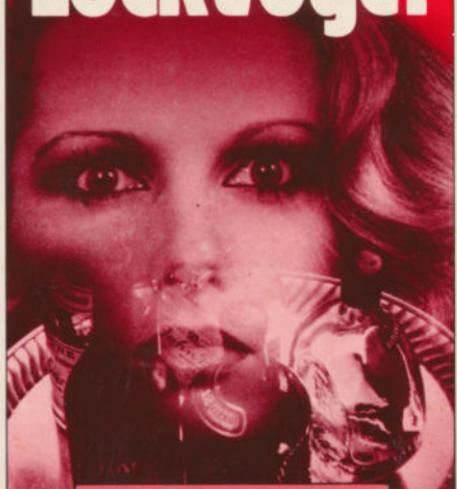
Der Roman ist zwar stimmungsvoll erzählt, aber für den Stoff viel zu lang ausgefallen.





Goldmann KRIMI

Erle Stanley  
**Gardner**  
A.A. Fair  
**Lockvögel**



**Rote Krimi**

## \*Fair, A. A.: Lockvögel

**A. A. Fair [Erle Stanley Gardner, 1889–1970]**

***Donald Lam & Bertha Cool 22: Lockvögel  
(Shills Can't Cash Chips, 1961)***

**Goldmann 03 114 (TB 188 S./DM 4,80)**

**München 1981, 5. Auflagr**

**Aus dem Amerikanischen von Christine  
und Erwin Schuhmacher**

**Genre: Krimi**

„Es handelt sich um Carter J. Holgate, einen der cleversten Grundstücksma-  
ler“, sagte er. „Ein Großverdiener, der eine Heidenangst davor hat, wegen ei-  
nes von ihm verschuldeten Verkehrsun-  
falls verklagt zu werden. Er hat bei uns  
eine Haftpflichtversicherung in unbe-  
grenzter Höhe abgeschlossen. [...]“  
(S. 8)

„Carter J. Holgate, a real estate sharp-  
shooter,” he said. „A money-maker with  
a horror of being stuck for damages in  
an accident, carries unlimited public li-  
ability insurance with us. [...]

Bertha Cool und Donald Lam betreiben in Los Angeles die kleine, mäßig erfolgreiche Detektei Cool & Lam. Ihr jüngster Kunde ist Lamont Hawley, Leiter der Erstattungsabteilung von Consolidated Interinsurance. Ein gewisser Carter J. Holgate, Grundstücksmakler von Beruf, ist mit seinem schweren Buick auf den leichten Sportwagen einer gewissen Vivian Deshler aufgefahren, die etwas abrupt gebremst haben soll.

„[...] Sie behauptet nun, einen Schock erlitten zu haben. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß so etwas der Alpträum jeder Versicherung ist. Unbestreitbar kann es ernsthafter Natur sein und erst nach einiger Zeit in Erscheinung treten. Andererseits gibt es überhaupt keine Möglichkeit, das nachzuprüfen. Sie sagt: „Ich habe ständig Kopfschmerzen.“ Wie wollen Sie beweisen, daß sie keine hat?

Es besteht auch nicht der geringste Zweifel daran, daß unser Klient haftbar ist. Er war vom langen Fahren ermüdet und hat uns im Vertrauen erzählt, er

habe gehofft, an der Fahrzeugschlange vor ihm vorbeizukommen. Er hatte Gas gegeben, um zu überholen, fand keine Lücke und mußte sich wegen entgegenkommender Fahrzeuge wieder einordnen. Da er naturgemäß schneller fuhr als die Fahrzeugschlange, übersah er die rote Ampel an der Kreuzung. Sein Reaktionsvermögen war infolge Ermüdung herabgesetzt, und so fuhr er auf den Vordermann auf. Unglücklicherweise war es ausgerechnet ein leichter Sportwagen.“ (S. 8f)

„She claims a whiplash injury to the neck.

„Of course you know a whiplash injury is an insurance company's nightmare. There's no question on earth but what they can be exceedingly serious and that the symptoms can be delayed for some time. On the other hand, there's virtually no way of checking. A person says, I've got a headache, how are you going to prove she doesn't have a headache? You can't do it.

„There's no question at all about the liability of our insured. He was road-weary and tells us confidentially he'd hoped he could get around the string of traffic ahead. He'd speeded up to make it around, found out he couldn't, had swung back into line going much faster than the traffic and just failed to see the red light at the intersection ahead. His reaction time was slowed down so that he crashed into the rear end of the car in front of him, and of course it would have to be a light car.”

Die Geschädigte gibt nun an, seit dem Unfall von starken Schwindelanfällen heimgesucht zu werden, dem typischen Anzeichen für ein schwer nachzuweisendes Schleudertrauma.

„[...] Sehen wir nur einmal die Dinge so, wie sie wirklich sind. Da tritt bei der Gerichtsverhandlung ein hübsches junges Ding in den Zeugenstand, zeigt großzügig ihre schönen Beine, lächelt und beginnt dann, ihre Krankheitssymptome zu beschreiben. Ihre Stimme vib-

riert von verhaltenem Schmerz und läßt erkennen, daß sie leidet. Ihr scheues Lächeln deutet an, daß sie dennoch mutig den kommenden Schlägen eines ruinierten Lebens ins Auge sieht. Sie spricht von Kopfschmerzen, die sie immer wieder quälen, von schlaflosen Nächten, der zunehmenden Nervosität und sonstigen Beschwerden. [...]“ (S. 9)

„In other words, a young, attractive woman gets on the stand and shows lots of nylon to the jury. She smiles at them and then begins to describe her symptoms. Her voice shows that she's suffering, her smile indicates she's bravely bearing up as she faces the prospects of a ruined life. She tells about the headaches, about the periods of sleeplessness, about her increasing nervousness, and all the rest of it. [...]“

Die Versicherung versucht nun mit Hilfe ihrer eigenen Detektive, den auf den Unfall folgenden Alltag der Geschädigten zu durchleuchten und gegebenenfalls auf Schmalfilm festzuhalten, wie sie sich allen

möglichen Vergnügen hingibt, die die These des Schleudertraumas vor Gericht untergraben.

Nein, dafür braucht Consolidated Interinsurance die Hilfe von Cool & Lam nicht. Das Problem ist vielmehr, dass dieses Miss Vivian Deshler spurlos verschwunden ist und demzufolge nicht auf Film gebannt werden kann. Nun soll Donald Lam, der zwar wenig kampfstarke, dafür aber clevere und bei Frauen gut ankommende Privatdetektiv, den Aufenthaltsort von Vivian ausfindig machen.

Nichts leichter als das. Lam mietet sich einen offenen Sportwagen und parkt ihn neben dem Automobil von Doris Ashley, der besten Freundin von Vivian, und zwar so eng, dass diese nicht mehr einsteigen kann. Dann gibt er sich als unbeteiligter, aber hilfsbereiter Beobachter aus, schließt seinen eigenen Mietwagen mit einem Stück Draht kurz und fährt ihn aus der Parklücke. Doris ist so angetan von Lam, dass sie ihn sogleich zu einem Kaffee bei sich zu Hause einlädt. Einerseits will sie sich für die unerwartete Hilfe bedanken, andererseits kommt ihr ein Mann, der zwar nett, aber

offensichtlich auch kriminell und in Geldnöten ist, gerade recht.

*Lockvögel* zeigt, dass Versicherungsbetrug mittels vorgetäuschem Schleudertrauma in den sechziger Jahren in Kalifornien eine beliebte Erwerbsquelle war. Erstens ist diese Art der Verletzung schwer nachweisbar, und zweitens kommt sie in einer Zeit, da die Autos weder Kopfstützen noch Sicherheitsgurte hatten, tatsächlich häufig vor.

Erle Stanley Gardner macht unter seinem Alias A. A. Fair aus diesem Stoff einen sowohl spannenden als auch unterhaltsamen Krimi. Dass der scheinbar so einfache Fall, dessen sich Lam annimmt, mit der Zeit immer undurchsichtiger wird und sogar mit Bankraub und Mord endet, braucht den Leser nicht zu überraschen.

LEIA STONE



**Leia Stone**

**Die Goldene Stadt 1: House of Ash and Shadow**

**(Gilded City 1: House of Ash and Shadow, 2023)**

**One (PB 380 S./€ 18,00)**

**Köln 2025**

**Aus dem Amerikanischen von Michael Krug**

**Genre: Fantasy**

Als Nächstes gab Sorrel mir ein Stück, und ich überlegte, ob ich die ellenlangen Handschuhe zum Essen des Kuchens ablegen sollte. Doch um einen Unfall zu vermeiden, hielt ich es für besser, sie anzubehalten. Ich wollte meinem Vater nicht den Ehrentag vermiesen, indem ich mich vor Schmerzen auf dem Boden krümmte.

„Fallon, was ist deine liebste Erinnerung mit deinem Pa?“, fragte Sorrel und zeigte auf mich, während sie sich über das eigene Tortenstück hermachte.

Grinsend schaute ich zu dem Mann, der mich von Kind auf großgezogen hatte. „Da war ich zwölf“, antwortete

ich. „Damals bin ich weinend aus der Schule heimgekommen, weil die anderen Kinder mich ständig angefasst hatten, um meinen Fluch auszulösen.“

Mein Vater streckte die Hand aus und legte sie auf meinen behandschuhten Arm. Dabei achtete er darauf, keine nackte Haut zu berühren. „An den Tag erinnere ich mich gut.“

Mein Herz zog sich zusammen, als ich daran zurückdachte, wie schmerzlich er sowohl körperlich als auch emotional gewesen war. So ungerecht es sein mochte, ich war mit einem Fluch geboren worden, über den ich keine Kontrolle hatte, und musste mich damit durchs Leben schleppen. (S. 11f)

Fallon Bane, siebzehn Jahre alt, leidet an einem besonderen Fluch, demzufolge ihr jede Berührung mit einem anderen Menschen starke Schmerzen zufügt. Ihr gutmütiger Pflegevater Brookshire hatte den fluchbeladenen Säugling gefunden, bei sich aufgenommen und mit ellenbogenlangen Handschuhen aufgezogen.

Nun ist es der Vater selbst, der Hilfe braucht, denn er hat sich bei der Arbeit verletzt. Die Kräuterkundlerin Sorrel, eine Freundin Fallons, diagnostiziert, dass der Vater binnen vierundzwanzig Stunden sterben werde, wenn keine Hilfe komme.

„Sollten wir mehr Neem-Öl draufmachen? Oder soll ich Kräuter holen gehen? Gib mir eine Liste, dann ...“

„Fallon.“ Sorrel ergriff meine behandschuhte Hand. „Das übersteigt meine Möglichkeiten. Wenn ich ihm helfen könnte, würde ich es, das weißt du. Aber ...“

„Nein“, stieß ich knurrend hervor und stählte mich. Ich würde nicht in eine Schockstarre verfallen. Er brauchte mich. „Damit finde ich mich nicht ab. Was brauchst du, um ihn zu retten?“ Mit entschlossener Miene sah ich Sorrel an.

Sie schnaubte. „Eine Heilerin oder einen Heiler aus der Goldenen Stadt oder eine keimtötende Tinktur aus einer Apotheke.“

Ich wusste, dass sie es sarkastisch meinte. Aber sie hatte keine Ahnung, wozu ich bereit war, um den Mann zu retten, der mich anständig behandelt hatte, als es niemand sonst tun wollte.  
(S. 16)

In Fallons kleinem Dorf Isariah ist keine Heilung zu erwarten. Daher beschließt die junge Frau, sich in die Goldene Stadt der Fae zu wagen, um dort Hilfe zu holen. Dort lernt sie den Heiler Ariyon Madden kennen, der nicht nur bereit ist, ihr zu helfen, sondern dessen Berührung ihr erstaunlicherweise auch keine Schmerzen zufügt. Aber kurz darauf wird Fallon in eine magische Akademie verschleppt und in eine ungeheuerliche Verschwörung hineingezogen.

*House of Ash and Shadow* ist ein phantastievoller, unterhaltsamer Roman über eine mutige junge Frau und deren Abenteuer von einer der erfolgreichsten und produktivsten Romantasy-Autorinnen Amerikas.



Fröhling & Reuß  
Der zerrissene  
Rosenkranz

*Philipp Laubmanns  
erster Fall*

KNECHT

**Stefan Fröhling & Andreas Reuß**  
**Philip Laubmann 1: Der zerrissene**  
**Rosenkranz**  
**Knecht (HC 318 S./€ 19,90)**  
**Frankfurt am Main 2005**  
**Genre: Krimi**

Der Herbst hatte sich in diesem Jahr früher angekündigt als in den Jahren davor. Viele Straßen hatten längst einen glitschigen Blätterbelag, der sich durch den leichten Bodennebel noch heimtückischer ausnahm. Die breite zweispurige Straße verlief, wenn auch in einer künstlichen Senke, mitten durch den historischen Stadtpark. Nachts war kaum jemand auf ihr unterwegs. Und der nur an wenigen Stellen von Laternen erleuchtete Park war in der kalten Jahreszeit sogar tagsüber oft menschenleer.

Die Straße wurde von einer Fußgängerbrücke überspannt, eine Holzkonstruktion auf einem Stahlgerüst, und war an beiden Seiten von mehrere Meter hohen Böschungen begrenzt. Die Frau war nahe der Brücke, wo dichte

Büsche und Gestrüpp den oberen Rand der rechten Böschung säumten, von dort plötzlich herab auf die Fahrbahn gestürzt, hatte sich dabei ein- oder zweimal überschlagen und war sowohl durch den Sturz als auch durch den harten Aufprall auf der Straße so benommen, daß sie nicht mehr aufstehen, ja überhaupt reagieren konnte. Der Lkw erfaßte sie sofort und zog sie am Straßenrand ein Stück mit sich, bevor er zum Halten kam. (S. 5)

Der Spediteur Eduard Lang fährt ohne eigenes Verschulden eine Frau namens Franziska Ruland tot. Der Zeuge Walter Frantz gibt an, undeutlich eine Gestalt gesehen zu haben, die möglicherweise das Opfer auf die Fahrbahn stieß.

Der Moraltheologe Dr. Philipp Laubmann, der gerade an seiner Habilitationschrift arbeitet, beginnt sich für den Fall zu interessieren, als sein Kollege, Professor Erich Konrad, über den Tod der Frau in bittere Tränen ausbricht.

*Der zerrissene Rosenkranz* ist ein gepflegter Kriminalroman aus dem akademischen

Theologen-Milieu, erzählt von zwei Experten dieses Fachs.

**G**

GOLDMANN  
KRIMI

ERLE STANLEY

**GARDNER**

A. A. FAIR

**Der zweite  
Buddha**



## \*Fair, A. A.: Zweite Buddha

**A. A. Fair [Erle Stanley Gardner, 1889–1970]**

***Donald Lam & Bertha Cool 18: Der zweite Buddha***

**(*The Count of Nine, 1958*)**

**Goldmann 03 383 (TB 192 S./DM 8,80)**

**München 1990, 5. Auflage**

**Aus dem Amerikanischen von Richard K. Flesch**

**Genre: Krimi**

„Weißt du – Dean Crockett II. veranstaltet ‘ne Party – ganz große Sache, verstehst du; ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges. Und wir sollen den Eingang überwachen, damit sich niemand hineinmogelt, der keine Einladung hat. Auf der letzten Party hat nämlich jemand eine Jadestatuette mitgehen lassen, die über 6000 Dollar wert war. Und so etwas will er nicht noch einmal erleben. Kann man ja verstehen, nicht? Er meint, wenn wir alle Leute erwischen, die keine Einladung haben ... die geladenen Gäste sind in Ordnung.“ (S. 8)

Den Crockett II. bereist gerne exotische Länder und kommt zurück mit unzähligen Fotos von ihm selbst, seinen erlegten Tieren sowie barbusigen Eingeborenenfrauen; auch Filme und Kunstgegenstände gehören zur Beute des erfolgreichen und berühmten Erforschers.

Crocketts Sekretär Melvin Olney bemüht die Dienste von Detekteiinhaberin Bertha Cool, denn bei Crocketts letzter Party wurde eine Buddha-Statue gestohlen, die seiner Schätzung nach ein kleines Vermögen wert war. Und dass ein solcher Frevel bei der diesmaligen Party nicht wieder passiert, dafür soll Bertha sorgen, indem sie alle männlichen und weiblichen Gäste sorgfältig überwacht – ein Röntgenapparat im Sonderfahrstuhl, dem einzigen Zugang zu Crocketts zwanzigstem Stockwerk, tut ein Übriges.

Doch just während sich Berthas Compagnon Donald Lam einen schönen Tag macht, erreicht ihn ein Anruf, er solle dringend Crockett aufsuchen.

Crockett war der Typ eines äußerst selbstbewussten Herrenmenschen. Er

mochte knapp zwei Meter groß sein, und seine schon von Natur aus breiten Schultern wurden durch die Künste seines Schneiders noch mehr betont, um die Hüften schmäler erscheinen zu lassen. Er sah infolgedessen aus wie ein wandelndes Dreieck. (S. 15)

Crockett ist trotz aller Vorsichtsmaßnahmen bestohlen worden, und zwar gleich um zwei Gegenstände.

„Irgend jemand hat den Jade-Buddha gestohlen, den zweiten ... und dazu ein kostbares Pygmäen-Blasrohr – wer weiß, was sonst noch fehlt. Und das direkt vor der Nase Ihrer Partnerin! Ich weiß ja nun nicht, wieviel Erfahrung Sie beide in solchen Dingen haben, aber das hier ist ganz offensichtlich einer der ältesten Tricks in der Branche. Irgendeiner muß dem Fahrstuhlführer seine Einladungskarte vorgezeigt haben, ist ‘raufgefahren und hat die Karte dann wieder ‘untergeschickt zu einem Komplizen. Na, und der hat sie dann einfach zum zweiten Mal benutzt und ist

quietschvergnügt an Mrs. Cool vorbei-marschiert... sie hat offenbar versäumt, die Namen der Gäste auf der Liste abzu-haken. – Ich werde jetzt wohl eine Be-standsaufnahme machen lassen müs-sen, um festzustellen, was alles fehlt; bisher weiß ich nur, daß das Blasrohr und der Budha verschwunden sind, das Pendant zu dem, der beim letzten Mal gestohlen wurde. Langsam kommt es mir ja so vor, als ob ich ebensogut all die kostbaren Stücke aus meiner Samm-lung wie Konfetti zum Fenster hinaus-werfen könnte! Ich war von dem Diebstahl neulich schon nicht gerade begeis-tert... Aber diesmal bezahle ich extra für die Bewachung, tue noch ein übriges und sorge für Publicity ... Ich trau' mich ja nicht einmal, die Polizei zu benachrichtigen! Wenn das in die Zeitung kommt – welche Blamage!“ (S. 15f)

Nicht nur der zweite, mit dem ersten iden-tische Buddha ist verschwunden, sondern auch ein südamerikanisches Blasrohr samt einem Sortiment vergifteter Pfeile. Sowohl Buddha als auch Blasrohr können im Prin-

zip nicht entwendet worden sein, haben aber sich dennoch in Luft aufgelöst, was auch den größten Detektiv vor ein unlösbares Rätsel stellt.

Crockett meldet den Verlust seiner Versicherung, woraufhin ein William Andrews auftaucht, mit dem sich Lam austauscht.

„Erleben Sie das öfters?“ erkundigte ich mich bei Andrews.

„Kann man wohl sagen“, gab er zurück, „dauernd. Sehen Sie, da sind all diese Burschen wie dieser Crockett. So einer stopft sich das Haus voll mit Sachen, die er in allen fünf Kontinenten zusammengelesen hat, nicht wahr? Na ja, und wenn er dann heimkommt und guckt sich den Kram an, dann meint er, das Zeug ist ‘ne Million Dollar wert. Wir versuchen dann gar nicht erst, ihm das auszureden. Schließlich ist das \*n gutes Geschäft, nicht wahr? Daß der ganze Plunder auf einmal geklaut wird, das ist praktisch ausgeschlossen; da verschwindet nur hie und da mal ein einzelnes Stück. Dann müssen wir eben zahlen – viel zuviel natürlich; aber der

Gesamtwert ist so hoch angesetzt, daß wir mit den Prämien ganz schön hinkommen, verstehen Sie? Und alle Beteiligten sind zufrieden . Bloß Feuer ist schlecht; Feuer darf keinesfalls ausbrechen, sonst sind wir angeschmiert. Aber Crockett wohnt ja glücklicherweise in einem feuersicheren Gebäude. Wir haben also den ganzen Krempel für eine Million Dollar versichert; und jetzt raten Sie mal, was das Zeug tatsächlich wert ist.“

Ich erwiderte nichts. Andrews tippte auf seine Aktentasche, in der das von Crockett unterschriebene Formular lag.

„Wenn Crockett morgen stirbt und die Erben versuchen, die Sammlung zu versteigern, dann müssen sie Glück haben, wenn sie zehntausend ‘rauskriegen wollen für den ganzen Ramsch. Und dieses Blasrohr, das müßten sie noch kleinhacken, damit es in die Mülltonne paßt. Das würde überhaupt niemand kaufen.“

(S. 24f)

Crockett ist hoffnungslos überversichert, so dass er für den Buddha ein Vielfaches des

wahren Wertes der Figur erhält. Der Versicherung ist das überraschenderweise gerade recht, denn Crockett muss dementsprechend hohe Prämien bezahlen. Nur ein Feuer wäre schlecht, mein der Versicherungsagent, das würde teuer.

Anschließend wird Lam von Cool über den Stand der Dinge aufgeklärt.

„Crockett ist gerade von einer Expedition zurückgekommen; er hat die Urwälder von was weiß ich wo durchquert und schrecklich viele Fotos gemacht: halbnackte Mädchen mit Körben auf dem Kopf und halbnackte Mädchen mit Krügen auf dem Kopf und dann welche ohne was auf dem Kopf – na, du weißt schon. Und dann natürlich zigmals er selbst mit Gewehr, den rechten Fuß auf irgendeinem Vieh, das er gerade geschossen hat.“

„Hast du alles mit ansehen können?“

„Nein, alles nicht. Ich hab' ja am Fahrstuhl gestanden. Aber dann, wie so ziemlich alle da waren, hab' ich mich an den Eingang gestellt, wo ich die Fahr-

stuhltür noch im Auge hatte – wegen eventueller Nachzügler.“

„Und? Kamen noch welche?“ „Ein Ehepaar.“

„Hm, so. Na, das wird wohl kaum etwas zu bedeuten haben. Übrigens, wo hin, sagst du, ging diese Expedition?“

„Ach, was weiß denn ich – nach irgendwo in Afrika oder Borneo oder so.“

„Das ist aber ein kleiner Unterschied, weißt du.“

„Meinetwegen, aber zwischen deinem dummen Geschwätz und dem Wiederfinden des Buddhas auch.“ (S. 28f)

Crockett ist, wie wir erfahren, Mitglied im Internationalen Goodwill-Klub. Dieser vornehme, gemeinnützige Verein hat höchstens ein Dutzend Mitglieder und ist als raffiniertes Steuersparmodell eingerichtet: Ein Mitglied spendet eine Summe an den Verein, und für das gleiche Geld finanziert der Verein eine Expedition, die für das Mitglied demzufolge einer kostenlosen Urlaubsreise gleichkommt: Fotos, Trophäen und Partys sind nur noch das Sahnehäubchen.

Ungewollt wird die Agentur Cool & Lam doch noch in die Affäre mit hineingezogen, denn ihre attraktive Buchhalterin Eva Ennis hat mit Crocketts Leibfotographen Lionel Palmer angebandelt. Lam bespricht mit der netten Agentursekretärin Elsie Brand das weitere Vorgehen.

Elsie Brand sah mich fragend an. „Hoffentlich wissen Sie, was Sie da tun“, sagte sie.

„Einstweilen weiß ich das noch nicht so ganz genau“, erwiderte ich; „ich versuche, mich an die Dinge heranzutasten.“

„Tun Sie, was Sie für richtig halten“, meinte sie. „Aber passen Sie gut auf die junge Dame auf. Sie wissen, was ich von Büroklatsch halte, aber sie soll ziemlich haarsträubende Dinge erzählen, was ihr Privatleben angeht.“

„Schönen Dank für den Tip.“

„Das ist kein Tip, Donald.“ Sie sah mir offen in die Augen. „Das ist eine Warnung.“ (S. 33)

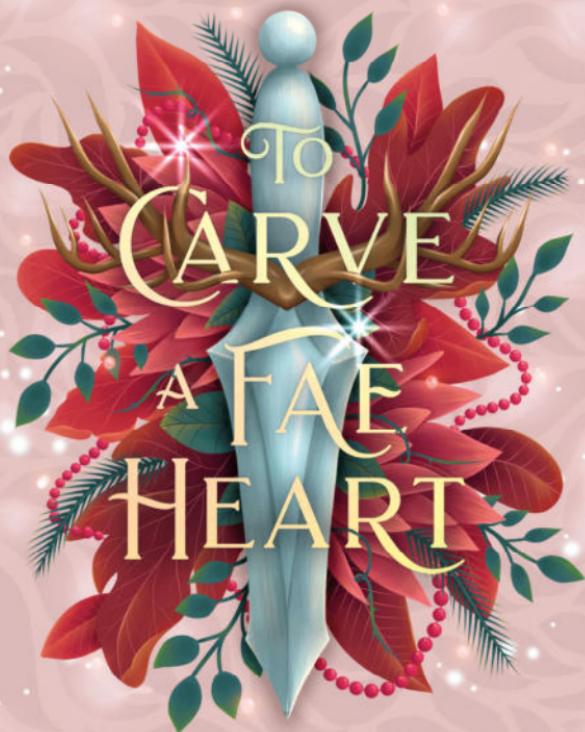
Die weiteren Ereignisse sind sehr vertrackt, denn Lam gelingt es, im Auftrag von Crockett nicht nur den Buddha, sondern auch das Blasrohr wieder aufzutreiben. Doch alsbald wird Crockett mit einem seiner eigenen Giftpfeile ermordet, und ins Visier der Polizei gerät in erster Linie Phyllis, die junge Frau des Dahingeschiedenen, welche sogleich die Detektivagentur in ihren Dienst stellt.

*Der zweite Buddha* trägt im Original den Titel *The Count of Nine*, was die letzte gezählte Nummer darstellt, bevor ein angeschlagener Boxer mit zehn als ausgeknockt gilt – das soll den Zustand versinnbildlichen, in dem sich Lam zeitweise befindet.

Man braucht nicht eigens zu erwähnen, dass der Roman eine sich stets verkomplizierende Handlung aufweist und nicht nur sehr flüssig zu lesen, sondern außerordentlich spannend ist. Unterricht in Versicherungswesen und in Steuervermeidung gibt es kostenlos als Dreingabe.



TESSONJA ODETTE



FAIR ISLE 1

*one*

**Tessonja Odette**

**Fair Isle 1: To Carve a Fae Heart**

**(To Carve a Fae Heart, 2020)**

**One (PB 460 S./€ 18,00)**

**Köln 2025**

**Aus dem Amerikanischen von Cherokee**

**Moon Agnew**

**Genre: Fantasy**

Jedes Mädchen träumt davon, in eine königliche Familie einzuhiraten. Ob einen König oder einen Prinzen, spielt dabei keine Rolle, Hauptsache, er ist steinreich und attraktiv genug, um ein Lächeln zumindest vorzutäuschen. Was kann man schon mehr erwarten?

Nun, zum Beispiel ein gut funktionierendes Gehirn. Ich kann es jeder jungen Frau nur empfehlen, sich so eins zuzulegen. So wüsste sie zumindest, dass es das Dümmlste überhaupt ist, einen Adeligen zu ehelichen.

Hier in Eisleigh kann jede junge Frau mit einem König verheiratet werden. Es gibt da nur ein Problem.

Wahrscheinlich frisst er sie auf, bevor sie es überhaupt ins gemeinsame Ehebett schafft.

Und ich würde es bevorzugen, nicht von rasiermesserscharfen Klauen zerfetzt zu werden. Vielen Dank auch.

Nun fragt ihr euch vielleicht, warum eine vernünftige junge Frau wie ich nach solch einer Aussage mitten in der Nacht allein durch den Wald und in Richtung der Fae-Mauer schleicht. Ich sage euch, warum. Um mir durch Besteckung meine Freiheit zu erkaufen. (S. 7)

Die Insel Fair Isle ist durch eine große Mauer in zwei Teile geteilt: Südlich liegt Eisleigh, das Land der Menschen, und nördlich Faerwyvae, das Gebiet der grausigen Fae.

Evelyn, achtzehn Jahre alt, lebt mit ihrer zwei Jahre älteren Schwester Amelie in der Menschenstadt Sableton. Nach dem Willen ihrer Mutter sollte sie wie diese Heilerin werden, aber Evelyn hat andere Pläne: Sie will nun, da sie volljährig geworden ist, aufs Festland ziehen und dort Chirurgie studieren.

Hier opfert Evelyn an der Mauer den Fae Milch und Honig, wie es Tradition ist.

Mir läuft ein eiskalter Schauer über den Rücken, während ich mich der Mauer nähere. Die Gefahr, die zwischen den Steinen und aus dem undurchdringlichen Nebel hervorquillt, ist nicht von der Hand zu weisen. Jede Lücke ist ein Eingang zu Faerwyvae, einem Ort, den kein Mensch freiwillig aufsucht – und wer es dennoch tut, kehrt niemals zurück. (S. 9)

Jedes Jahr werden zwei Mädchen erwählt, die den Fae geopfert werden.

Meine Bewegungen führe ich routiniert und andächtig aus, folge der Tradition, die mir Mutter schon oft gezeigt hat, um des Jahrestags der Hundertjährigen Ernte zu gedenken. Sie ist dazu gedacht, die Fae darum zu bitten, meine Schwester und mich bei der kommenden Ernte zu verschonen. Und da diese im Morgengrauen stattfindet, bin ich mehr

denn je auf ihre Gnade angewiesen.  
(S. 10)

Evelyn und Amelie haben Glück, denn es werden die Hollstrom-Mädchen ausgewählt. Doch bald kommt Nachricht aus Faerwyvae, dass die Beiden wegen Hochverrats hingerichtet wurden und nun die zwei Schwestern die Nachfolge antreten sollen: Evelyn ist für den Fae-König Aspen bestimmt, und Amelie für dessen Bruder, Prinz Cobalt.

*To Carve a Fae Heart* bietet Fantasy & Romantik, Furcht & Schrecken, Liebe & Hass – eine Mischung, die sich gegenwärtig der allergrößten Beliebtheit erfreut.



G

Goldmann KRIMI

Erle Stanley  
**Gardner**  
R.R. Fair  
**Sein erster  
Fall**



**Rote Krimi**

## \*Fair, A. A.: Sein erster Fall

A. A. Fair [Erle Stanley Gardner, 1889–1970]

*Donald Lam & Bertha Cool 1: Sein erster Fall*

(*The Bigger They Come, 1939*)

Goldmann 02 291 (TB 188 S./DM 4,80)

München 1982, 4. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Christoph Ecke

Genre: Krimi

Mit aller Gewalt gelang es mir, mich durch die Tür ins Büro hineinzuzwängen. Meinen Hut hielt ich in der Hand.

Sechs Männer warteten bereits im Sekretariat. Die Annonce hatte sich an Leute im Alter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren gerichtet. Ihrem Äußerem nach zu urteilen, waren einige von ihnen allerdings ziemlich optimistische Flunkerer. Im ganzen gesehen waren wir ein ziemlich fadenscheiniger Verein.

Eine Sekretärin mit strohblondem Haar hämmerte auf ihrer Schreibmaschine, Sie blickte auf und sah mich

kurz an. Ihr Gesicht war kühl wie frische Bettwäsche. „Was wünschen Sie?“ wollte sie wissen. „Ich möchte Mr. Cool sprechen.“ „Worum handelt es sich?“

Ich wies mit dem Kopf auf die anderen sechs Männer, die mir flüchtige, nicht gerade freundliche Blicke zuwarfen. „Ich komme wegen der Annonce.“ (S. 5)

Pushing my way into the office, I stood just inside the door, my hat in my hand.

There were six men ahead of me. The ad had said between the ages of twenty-five and thirty. If appearances were any indication, some of them were optimistic liars. For the most part, we were a seedy-looking outfit.

A straw-haired secretary behind a typewriting desk banged away at a typewriter. She looked up at me. Her face was as cold as a clean bedsheet.

„What do you want?“ she asked.

„I want to see Mr. Cool.“

„What about?“

I moved my head in a comprehensive gesture to include the half-dozen men

who were looking up at me in casually hostile appraisal. „I'm answering the ad.“

Die unterbesetzte kalifornische Detektivagentur „B. L. Cool – Confidential Investigations“ schreibt eine Stelle als Mitarbeiter aus, zu der sich Donald Lam, früherer Rechtsanwalt und gegenwärtig arbeitslos, bewirbt.

Mit meinem besten Lächeln sagte ich: „Mr. Cool, ich ...“, dann stockte ich, denn die Person, die an dem Schreibtisch saß, war gar kein Mister. Sie war über sechzig, hatte graues Haar, graue Augen, die blinzelten, und einen gütingen, großmütterlichen Ausdruck im Gesicht. Sie wog bestimmt ihre zweihundert Pfund. „Setzen Sie sich, Mr. Lam“, sagte sie. – „Nein, nicht dort in den Stuhl, hierher, wo ich Sie sehen kann. So, so ist's recht. Und jetzt hol' Sie der Teufel, wenn Sie mir was vorlügen!“

Sie drehte sich in ihrem Sessel mir zu und betrachtete mich eingehend. Ich hätte gut ihr Lieblingsenkel sein kön-

nen, der sich ein Zuckerplätzchen holen wollte. (S. 6)

I put on my best smile, said, „Mr. Cool, I—“ and then stopped, because the person seated behind the desk wasn't Mister.

She was somewhere in the sixties, with gray hair, twinkling gray eyes, and a benign, grandmotherly expression on her face. She must have weighed over two hundred. She said, „Sit down, Mr. Lam—no, not in that chair. Come over here where I can look at you. There, that's better. Now, for Christ's sake, don't lie to me.“

She swung around in her swivel chair and looked me over. I might have been her favorite grandson coming in for a cookie.

Donald Lam, charmant, aber eher klein und schmächtig, und Bertha Cool, alt, stark übergewichtig und Freundin deftiger Kraftausdrücke, bilden ein seltsames Paar, aber Bertha scheint in Donald ihren passenden Angestellten gefunden zu haben.

Der erste lukrative Fall, der sich den Beiden bietet, erscheint in Gestalt der attraktiven Sandra Birks, die sich um jeden Preis von ihrem Mann Morgan scheiden lassen will. Leider ist der Gatte untergetaucht, so dass man ihm die Scheidungspapiere nicht zustellen kann – das wird eine Aufgabe für Donald Lam.

Hier referiert gerade die junge, hübsche und nette Alma Hunter, die beste Freundin von Sandra, vor Bertha und Donald über die Pflichten einer Ehefrau.

„[...] Ich glaube, wenn eine Frau sich wirklich ehrliche Mühe gibt, ihre Ehe glücklich und harmonisch zu gestalten, dann kann sie ihrem Mann das Heim so gemütlich gestalten, daß er am liebsten überhaupt nicht ausgeht. Nach zwei...“

„Und warum, wenn ich fragen darf, soll eine Frau das alles überhaupt für einen Mann tun?“ unterbrach Bertha Cool sie ruhig und gelassen. „Schließlich gehört die Welt doch nicht den Mannsbildern allein.“ (S. 17)

„[...]I think that when a woman really works to make a success of marriage, she can make the home so attractive that her husband wants to be there all the time. After two—“

„And why the hell should a woman do that for any man?“ Bertha Cool interrupted in a calm, level voice. „My God, men don't own the world.“

Wie es scheint, pflegt Bertha ausgesprochen emanzipatorische Ansichten.

Bertha führt weiter aus.

„[...] Ich sag' Ihnen aber eines: Heiraten Sie bloß nicht etwa mit der Absicht, ein Idol aus Ihrem Mann zu machen, während Sie selbst auf allen vieren 'rumrutschten und Spinnweben aus den Ecken kratzen. Machen Sie das eine Weile, und eines schönen Tages wirft irgendein niedliches kleines Ding Ihrem Mann mit ihren großen blauen Kulleraugen Blicke zu. Dann auf einmal geht Ihnen ein Licht auf, daß Sie gar nichts weiter sind als das, wozu Sie sich gemacht haben: ein Scheuerweib mit verarbeiteten Hän-

den, Runzeln im Gesicht und steifen Knien ... Ach, ich weiß genau, was Sie jetzt denken: daß Ihr Mann selbstverständlich ganz, ganz anders sein wird – aber beruhigen Sie sich, die Männer sind doch alle gleich.“ (S. 17f)

„[...] for God's sake don't get married with the idea of putting a man upon a pedestal and yourself down on your hands and knees, scraping cobwebs out of the corner. You keep on doing that, and some day a cute little trick will look up at your husband with big blue eyes, and you'll find that you're in the place you made for yourself, just a damn floor scraper with rough hands, sharp features, and calloused knees—I know what you're thinking, that your husband won't be like that, but all husbands are like that.“

Bertha selbst war mit einem Frauenhelden verheiratet und hat sich jahrelang schlankgehungert, aber eines Tages hatte sie die Nase voll davon, ihrem Mann gefallen zu wollen, und gefuttert, was das Zeug hielt.

Jetzt, da er tot ist, zerdrückt sie doch hin und wieder eine Träne, wenn sie an ihn denkt.

Bei der Forschung nach Morgan Birks stößt Donald auf B. Lee Thoms, den Bruder von Sandra, der angeblich wissen soll, wo sich der verschollene Gatte aufhält. Von ihm erhält Donald den Rat, er solle unauffällig den Spuren von Sally Durke, Morgans Freundin, folgen; sie werde ihn zum Ziel führen.

Aber als Donald herausbekommt, dass Sandra eine große Menge Schwarzgeld hortet, das Morgan gehört, das sie aber nach der Scheidung für sich behalten will, bekommt der Fall eine kriminelle Wendung. Donald hat schwere Misshandlungen durch aufgebrachte Gangster zu erdulden, ein Mordversuch und schließlich gar ein Mord ereignen sich, und Donald muss seine ganze juristische Raffinesse anwenden, um seine Klientinnen vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Als Erle Stanley Gardner, Strafverteidiger von Beruf, *Sein erster Fall* schrieb, war er bereits der hochberühmte Autor der *Perry-Mason-Serie*. Deshalb verwundert es ein

wenig, dass der vorliegende Roman ein wenig unbeholfen beginnt, als ob Gardner sich nicht schlüssig gewesen wäre, ob das Werk ein humoristischer oder ein realistischer Krimi werden soll.

Doch kaum ist die erste Klientin aufgetaucht, schon schreibt Gardner ausgesprochen mitreißend und nicht weniger mysteriös an diesen höchst verwinkelten Fall.

Während sich jedoch ein durchaus vernünftiger Schluss abzeichnet, wirft Gardner im letzten Moment das Ruder herum und verwandelt den Roman in ein juristisches Fallbeispiel für ein völlig verfehltes Gesetz in Arizona: Wird ein Verbrecher von der kalifornischen Polizei nach Arizona ausgeliefert und dorthin überstellt, dann kann er nicht mehr nach Kalifornien ausgeliefert werden, selbst wenn man im Nachhinein entdeckt, dass er dort einen Mord begangen hat. Der Roman erregte in juristischen Kreisen solches Aufsehen, dass Arizona das fragliche Gesetz abänderte.

Insbesondere der Schluss von *Sein erster Fall* legt nahe, dass Gardner diesen Roman als Einzeltitel geplant hatte; der große Erfolg brachte ihn offenbar dazu, seine Mei-

nung zu ändern und neunundzwanzig weitere Romane folgen zu lassen. Der zweite in der Reihe erschien allerdings erst 2016, weil die Verleger den Roman im Jahr 1939 wegen seiner drastischen Sprache abgelehnt hatten.

Alles in allem ist *Sein erster Fall* trotz des unpassenden Endes zum allergrößten Teil ein sehr gut gelungener und vortrefflich erzählter Krimi.



ROBERT CORVUS



DIE SCHWERTFEUER-SAGA BAND I

# ROTES GOLD

ATLANTIS

**Robert Corvus [Bernd-Otto Robker,  
1972–]**

**Schwertfeuer 1: Rotes Gold (2016)**

**Atlantis (HC 456 S./€ 24,90)**

**Stolberg 2024**

**Graphische Gestaltung: Timo Kümmel**

**Genre: Fantasy**

Die Tempeldienerin an Chastro-Ignutos Lenden schrie nicht mehr. Wenn er sein Glied in sie hineinrammte, wimmerte sie nur noch. Ob ihre Seele sich an einen Ort zurückgezogen hatte, an dem sie keine Schmerzen mehr litt?

Mit einem unartikulierten Schrei schmetterte er seine Faust in ihr Gesicht. Der stachelbewehrte Lederhandschuh riss die helle, mit einer duftenden Salbe gepflegte Haut auf. Es tat gut, eine solche Schönheit zu zerstören. Er packte ihr Haar, zog den Kopf heran und brach ihre Nase.

Auch das half nicht. Sie heulte und wimmerte, aber das Entsetzen, das sie zuerst gezeigt hatte, war fort.

Ignuto prasselte auf seiner linken Schulter. Der Homunkulus, der dort aus

Chastros Körper wuchs, strahlte eine Hitze aus wie glühende Kohlen. Auch er wollte das Leid steigern, fand aber keine Möglichkeit dazu. Ihr Geist war ihm entglitten, er konnte ihre Gedanken nicht länger erfassen.

Chastro-Ignuto ergoss sich in die Tempeldienerin und schleuderte sie gegen ein Kohlebecken.

Immerhin war ihr Körper noch wach genug, um zappelnd vor der Verbrennung zu fliehen. (S. 16f)

Die Söldnertruppe Klingerausch, geführt von Kester, kämpft an sich nur im Auftrag, gegen gute Bezahlung. Dass wie hier nach getaner Tat vergewaltigt und gemordet wird, ist dem Ansehen der Söldner eher abträglich; aber wenn ein Kämpfer wie Chastro-Inguto auf seiner linken Schulter einen Homunkulus sitzen hat, der aus einer Dämonensaat entsprungen ist, dann muss man mit dem Schlimmsten rechnen.

„Manche begreifen einfach nicht, dass sie verloren haben.“ Eivoras Vater legte die gepanzerten Hände auf das mar-

morne Geländer der Freitreppe, beugte sich vor und sah den Hang hinunter. Schreie und metallisches Klinnen drangen aus dem Häusermeer herauf. Er hatte viele solcher Tage gesehen. Abidia war nur die vorläufig letzte in einer langen Reihe von Städten, die der Klingenausch erstürmt hatte. Er war der gefürchtete Kester, der Feldherr, der Flammenbringer dieser Söldnerlegion, die in der Kontrakthalle die höchsten Preise verlangen konnte, weil der Ruhm ihrer Siege selbst die Götter zittern ließ.  
(S. 19)

Die Legion existiert schon lange, denn wenn einzelne Krieger fallen, werden sie alsbald ersetzt. Schwieriger wird die Lage, wenn der Anführer stirbt – und in dieser Situation befindet sich Eivora, Kesters Tochter. Um die Gefahr abzuwenden, dass der Klingenausch durch interne Zwistigkeiten und Machtkämpfe zerbricht, muss sie als Nachfolgerin ihres Vaters der Legion ein neues, ungeheures Ziel setzen: Sie will Ygôdo, die scheinbar unbezwingliche Stadt stürmen.

*Rotes Gold* ist ein außergewöhnlich dramatischer Fantasyroman voller Brutalität und Grausamkeit, erzählt in einer dichten, packenden Sprache.

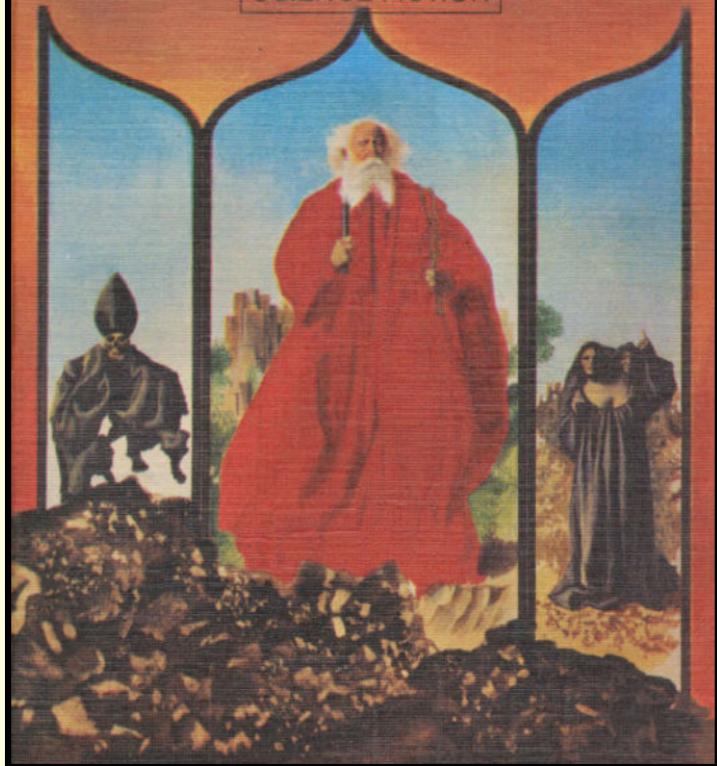


HEYNE  
BÜCHER

WALTER M. MILLER JR.

# Lobgesang auf Leibowitz

SCIENCE FICTION



## \*Miller Jr., Walter M.: Lobgesang auf Leibowitz

**Walter M. Miller Jr. [Walter Michael Miller Jr., 1923–1996]**

***Leibowitz 1: Lobgesang auf Leibowitz  
(A Canticle for Leibowitz, 1959)***

**Heyne 06/3342 (TB 286 S./DM 4,80)**

**München 1973**

**Aus dem Amerikanischen von Jürgen Saupe und Erev**

**Genre: Science Fiction**

Bruder Francis Gerard von Utah hätte die so segensreichen Urkunden wohl nie entdeckt, wäre nicht der Pilger mit gegürteten Lenden gewesen, der in der Fastenzeit des jungen Novizen in der Wüste auftauchte.

Bruder Francis hatte wirklich noch nie einen Pilger mit gegürteten Lenden gesehen. Doch daß dieser auf Treu und Glauben echt sei, davon war er überzeugt, sobald er sich von dem Schrecken erholt hatte, der ihm das Blut in den Adern hatte gefrieren lassen, als der Pilger, eingehüllt in die flimmernden

Hitzeschleier, wie ein tänzelndes schwarzes Jota am fernen Horizont erschienen war. Mit winzigem Haupt, aber ohne Beine kam das Jota aus dem Spiegelglanz über der geborstenen Landstraße hervor. Mehr sich windend als gehend kam es in Sicht und veranlaßte Bruder Francis, das Kreuz seines Rosenkranzes zu ergreifen und ein oder zwei Ave zu murmeln. Das Jota ließ an eine winzige Erscheinung denken, ausgebrütet von den bösen Geistern der Hitze, die das Land mittags marterten, wenn jegliches Geschöpf der Wüste bewegungslos in seinem Bau lag – die Geier ausgenommen und einige klösterliche Einsiedler wie Francis – oder sich unter einem Felsen vor der Gewalt der Sonne schützte.

Bruder Francis fügte ein hastiges Gebet an Sankt Raul den Zyklopier hinzu, den Schutzheiligen der Mißgeburten, um vor den unglücklichen Schützlingen des Heiligen bewahrt zu werden. (S. 5)

Brother Francis Gerard of Utah might never have discovered the blessed

documents, had it not been for the pilgrim with girded loins who appeared during that young novice's Lenten fast in the desert.

Never before had Brother Francis actually seen a pilgrim with girded loins, but that this one was the bona fide article he was convinced as soon as he had recovered from the spine-chilling effect of the pilgrim's advent on the far horizon, as a wiggling iota of black caught in a shimmering haze of heat. Legless, but wearing a tiny head, the iota materialized out of the mirror glaze on the broken roadway and seemed more to writhe than to walk into view, causing Brother Francis to clutch the crucifix of his rosary and mutter an Ave or two. The iota suggested a tiny apparition spawned by the heat demons who tortured the land at high noon, when any creature capable of motion on the desert (except the buzzards and a few monastic hermits such as Francis) lay motionless in its burrow or hid beneath a rock from the ferocity of the sun. Only a thing monstrous, a thing preternatu-

ral, or a thing with addled wits would hike purposefully down the trail at noon this way. Brother Francis added a hasty prayer to Saint Raul the Cyclopean, patron of the misborn, for protection against the Saint's unhappy protégés.

Wir befinden uns in dem amerikanischen Bundesstaat Utah, offenbar in der Nähe eines Klosters, denn es ist von einem Bruder Francis Gerard die Rede. Dass dieser allerdings den uns unbekannten Heiligen Sankt Raul den Zyklopier anruft, zeigt, dass hier weder die Gegenwart noch die Vergangenheit herrscht.

Die geheimnisvolle Erscheinung erweist als Pilger, an dem nur ungewöhnlich ist, dass er die gottverlassene Straße gefunden hat, an der die Abtei liegt, die man früher zwischen dem Großen Salzsee und Old El Paso verortet hätte. Als der Pilger Bruder Francis bemerkt, schwingt er kampfbereit seinen eisenbewehrten Knüppel; doch als der Klosterbruder seine Kapuze zurückschlägt und sein fastenzeitbedingtes

Schweigen bricht, erkennt ihn der Pilger als einen harmlosen Klosterbruder.

Einige Sekunden lang blieb der Alte in katzengleicher Kampfbereitschaft und betrachtete das sonnenverbrannte Gesicht des halbwüchsigen Novizen eingehend. Daß der Pilger das Opfer eines Irrtums geworden war, lag in der Natur der Sache. Groteske Geschöpfe, die am Wüstenrand ihr Unwesen trieben, trugen oft genug Kapuzen, Larven oder bauschige Gewänder, um ihre Mißbildungen zu verbergen. Unter ihnen gab es auch solche, deren Mißbildungen nicht auf den Körper beschränkt waren, solche, die Reisende häufig als unversiegliche Quelle von Wildbret ansahen.  
(S. 8)

For several seconds the old man remained in catlike readiness for combat while he studied the novice's sun-blistered, adolescent face. The pilgrim's had been a natural mistake. Grotesque creatures who prowled the fringes of the desert often wore hoods, masks, or

voluminous robes to hide deformity. Among them were these whose deformity was not limited to the body, those who sometimes looked on travelers as a dependable source of venison.

Anscheinend gibt es am Wüstenrand eine Reihe von missgebildeten Menschen, die Reisende nicht nur ausrauben, sondern allzuoft auch aufessen. Es scheint, als hätte die Welt des Bruder Francis eine große Katastrophe hinter sich, möglicherweise auch unter Verbreitung radioaktiver, genverändernder Strahlung.

Der Pilger geht sogar so weit, dem Bruder Francis von seinem Essen anzubieten, was dieser angesichts des strengen, vom Abt angeordneten Fastens als eine teuflische Versuchung betrachtet.

Der Novize erschauerte wieder. „*Apage Satanas!*“ zischte er, hüpfte zurück und ließ die Speise fallen. Ganz überraschend bespritzte er den alten Mann mit Weihwasser aus einer winzigen Kapsel, die er heimlich aus dem Ärmel gezogen hatte. Für Augenblicke war der

Pilger in dem ein wenig sonnenbetäubten Kopf des Novizen vom Erzfeind unterscheidbar geworden.

Der Überraschungsangriff auf die Mächte der Finsternis und der Versuchung zeitigte keine unmittelbaren übernatürlichen Ergebnisse, aber die natürliche Wirkung schien sich *ex opere operaio* einzustellen. Der beelzebübische Pilger unterließ es, in Schwefelschwaden zu zerfließen, doch gab er gurgelnde Töne von sich, nahm eine rote Gesichtsfarbe an und stürzte sich mit haarsträubendem Schrei auf Francis. (S. 10)

The novice shuddered again. „*Apago Satanas!*“ he hissed as he danced back and dropped the food. Without warning, he spattered the old man with holy water from a tiny phial sneaked from his sleeve. The pilgrim had become indistinguishable from the Archenemy, for a moment, in the somewhat sun-dazed mind of the novice.

This surprise attack on the Powers of Darkness and Temptation produced no

immediate supernatural results, but the natural results seemed to appear *ex opere operata*. The pilgrim-Beelzebub failed to explode into sulfurous smoke, but he made gargling sounds, turned a bright shade of red, and lunged at Francis with a bloodcurdling yell.

Bruder Francis flüchtet sich in das Ruinenfeld, aus dem er gekommen ist, und setzt seine Arbeit fort, die darin besteht, über einer Grube ein steinernes Gewölbe zu errichten, das ihn während seiner Bewährungszeit vor den Wölfen schützen soll. Der Pilger nähert sich ihm, die Beiden gewinnen gegenseitiges Vertrauen, und der Pilger verspricht Francis sogar, einen passenden Schlusstein für das Gewölbe zu suchen.

Während sich der Pilger zur Abtei aufmacht, liest Bruder Francis im *Libellus Leibowitz*, das ihm Prior Cheroki als Anleitung zur Meditation überlassen hat. Von weitem ruft der Pilger dem Bruder Francis zu, er habe einen passenden Stein gefunden und kennzeichne ihn mit einem Stock.

Als Bruder Francis etwas später den schweren Stein findet und hochhebt, entdeckt er, dass dieser ein Loch verdeckt hat.

Nachdem er mit dem Stein sein Gewölbe abgeschlossen hat, erinnert er sich an den Nutzen, den diese Ruinen schon lange Zeit gebracht hatten.

Die Männer hatten eine Fuhrē Steine geholt oder Reste rostigen Stahls gesucht, auf den man stieß, wenn man die größeren Stücke von Pfeilern und Platten zerschmetterte, um die alten Bänder und Stäbe jenes Metalls hervorzuziehen. Metall, das von Menschen fast vergessener Generationen auf wunderbar rätselhafte Weise dem Stein eingepflanzt worden war. (S. 16)

He knew also, from tradition that the ruins had been gradually eroded into these anomalous heaps of stone by generations of monks and occasional strangers, men seeking a load of stone or looking for the bits of rusty steel which could be found by shattering the larger sections of columns and slabs to

extract the ancient strips of that metal, mysteriously planted in the rocks by men of an age almost forgotten to the world.

Man pflegt Pfeiler und Platten zu zerbrechen, um an den Stahl zu gelangen, der auf eine heute unerklärliche Weise vor langer, langer Zeit dort eingebracht worden war. Damit steht fest, dass wir uns nicht nur in einer fernen Zukunft befinden, sondern auch in einer Zeit, in der die moderne Technik vollkommen vergessen ist. Ein Abstieg dieser Art, verbunden mit den Auswirkungen radioaktiver Strahlung, kann eigentlich nur durch einen weltumspannenden, allesvernichtenden Atomkrieg ausgelöst worden sein. Dass sich hier in Utah leben lässt, ist erklärlich, weil diese Wüstengegend vermutlich weniger intensiv als der Rest Amerikas bombardiert worden ist.

Bruder Francis macht sich daran, die Öffnung, die das Entfernen des Steins geschaffen hat, zu erweitern, bis das Gewölbe nachgibt und einbricht. Eine Treppe, die in die Tiefe führt, wird sichtbar.

An einer Wand des Treppenhauses konnte man ein halbverschüttetes Schild noch lesen. Er besann sich auf seine beschränkten Kenntnisse des Englischen, das vor der Großen Flut gesprochen worden war, und flüsterte stotternd die Worte:

SCHUTZBUNKER BEI RADIOAKTIVEM  
NIEDERSCHLAG Maximale Belegung: 15  
Personen

Vorrat reicht bei einer Person 180 Tage. Man dividiere durch die Zahl der Anwesenden. Nach Eintritt in den Bunker beachten: die erste Luke muß fest verschlossen und abgedichtet werden. Der Schutz gegen Eindringlinge muß unter Strom gesetzt werden, um verseuchten Personen das Eindringen unmöglich zu machen. Die Warnlampen vor der Umzäunung müssen EINGESCHALTET sein...

An einer Wand des Treppenhauses konnte man ein halbverschüttetes Schild noch lesen. Er besann sich auf seine beschränkten Kenntnisse des Englischen, das vor der Großen Flut gespro-

chen worden war, und flüsterte stotternd die Worte:

SCHUTZBUNKER BEI RADIOAKTIVEM  
NIEDERSCHLAG Maximale Belegung: 15  
Personen

Vorrat reicht bei einer Person 180 Tage. Man dividiere durch die Zahl der Anwesenden. Nach Eintritt in den Bunker beachten: die erste Luke muß fest verschlossen und abgedichtet werden. Der Schutz gegen Eindringlinge muß unter Strom gesetzt werden, um verseuchten Personen das Eindringen unmöglich zu machen. Die Warnlampen vor der Umzäunung müssen EINGESCHALTET sein...

Der Rest war verschüttet, aber der erste Satz war schon genug für Bruder Francis gewesen. Er hatte niemals den „Niederschlag“ gesehen, und er hoffte, ihn niemals erblicken zu müssen. Eine verbürgte Beschreibung des Ungeheuers war nicht überliefert, aber Francis hatte die Sagen vernommen. Er bekreuzigte sich und lief von der Öffnung weg. Die Überlieferung besagte, daß selbst der selige Leibowitz einen Niederschlag

zu bestehen hatte und daß er viele Monate von ihm besessen war, bis ein Exorzismus, der bei seiner Taufe vorgenommen worden war, den Widersacher ausgetrieben hatte. (S. 18)

On one wall of the stair well a half-buried sign remained legible. Mustering his modest command of pre-Deluge English, he whispered the words haltingly:

FALLOUT SURVIVAL SHELTER

Maximum Occupancy: 15

Provision limitations, single occupant: 180 days; divide by actual number of occupants. Upon entering shelter, see that First Hatch is securely locked and sealed, that the intruder shields are electrified to repel contaminated persons attempting entry, that the warning lights are ON outside the enclosure...

The rest was buried, but the first word was enough for Francis. He had never seen a „Fallout,” and he hoped he’d never see one. A consistent description of the monster had not sur-

vived, but Francis had heard the legends. He crossed himself and backed away from the hole. Tradition told that the Beatus Leibowitz himself had encountered a Fallout, and had been possessed by it for many months before the exorcism which accompanied his Baptism drove the fiend away.

Es handelt sich um einen atomaren Schutzbunker, wie eine Inschrift anzeigt. Dass Bruder Francis über geringe Kenntnisse des vor der „Großen Flut“ gebrauchten Englisch verfügt und Latein die Umgangssprache des Klosters ist, zeigt, in welch ferne Zukunft wir hier gelangt sind. Der Begriff „Niederschlag“ ist ihm als der Name des Widersachers bekannt, der der Überlieferung nach selbst dem seligen Leibowitz mittels der Taufe ausgestrieben werden musste.

Bruder Francis stößt eine die Not bezwingerde Litanei hervor.

„A spiritu fornicationis,  
*Domine, libera nos.* Von Blitz und Unwetter,

*O Herr, erlöse uns.* Von der Plage des Erdbebens,

*O Herr, erlöse uns.* Von Pest, Hungersnot und Krieg,

*O Herr, erlöse uns.*

Vom Detonationspunkt der Bombe,

*O Herr, erlöse uns.* Vom Regen voll Kobalt,

*O Herr, erlöse uns.* Vom Regen voll Strontium,

*O Herr, erlöse uns.* Vom niedersinkenden Cäsium,

*O Herr, erlöse uns.*

Vom Fluch des Niederschlags,

*O Herr, erlöse uns.* Von der Zeugung der Mißgeburten,

*O Herr, erlöse uns.* Vom Fluch der Mißgestalteten,

*O Herr, erlöse uns.* A morte perpetua,

*Domine, libera nos.*

*Peccatores,*

*te rogamus, audi nos.* Daß Du uns erretten mögest,

*flehen wir zu Dir, erhöre uns.* Daß Du uns vergeben mögest,

*flehen wir zu Dir, erhöre uns.* Daß Du uns zur wahren Buße führen mögest,

*te rogamus, audi nos.“ (S. 19f)*

„A spiritu fornicationis,  
*Domino, libera nos.*

From the lightning and the tempest,  
*O Lord, deliver us.*

From the scourge of the earthquake,  
*O Lord, deliver us.*

From plague, famine, and war,  
*O Lord, deliver us.*

“From the place of ground zero,  
*O Lord, deliver us.*

From the rain of the cobalt,  
*O Lord, deliver us.*

From the rain of the strontium,  
*O Lord, deliver us.*

From the fall of the cesium,  
*O Lord, deliver us.*

“From the curse of the Fallout,  
*O Lord, deliver us.*

From the begetting of monsters,  
*O Lord, deliver us.*

From the curse of the Misborn,  
*O Lord deliver us.*

A morte perpetua,  
*Domine, libera nos.*

“Peccatores,  
*te rogamus, audi nos.*  
That thou wouldst spare us,  
*we beseech thee, hear us.*  
That thou wouldst pardon us,  
*we beseech thee, hear us.*  
That thou wouldst bring us truly to  
penance,  
*te rogamus, audi nos.”*

Besonders geboten ist offenbar die Erlösung von den bösen Geistern Kobalt, Strontium und Cäsium; auch vom Fluch der Mißgestalteten muss man unbedingt befreit werden.

Nebenbei erfahren wir, dass der noch halbwüchsige Bruder Francis hier ganz allein eine Probzeit bestehen muss, um in den Albertinischen Orden vom seligen Leibowitz aufgenommen zu werden.

Bruder Francis kann seine Neugier nicht mehr bezwingen und begibt sich in die unterirdische Vorkammer; der eigentlichliche „Schutzraum“ ist durch eine schon vor

Ewigkeiten zugeschüttete Stahltür gesichert. Francis entfacht ein Feuer und entdeckt nicht nur einen leicht strahlenden Totenschädel mit Goldzahn, sondern auch eine Stahlkassette. Neben röhrenförmigen Dingern mit Drahtbüscheln an den Enden, die der Überlieferung nach zur unfehlbaren „*Machina analytica*“ gehört haben sollen, enthält die Kassette auch Papiere. Das erste Exemplar ist ein gewöhnlicher Brief, offenbar kurz vor der Katastrophe geschrieben, dessen Inhalt Francis aber nicht begreift.

Wie wir erfahren, sind überlieferte Papiere außerordentlich selten.

Nur einige wenige gefaltete Schriftstücke, und doch ein Schatz. Denn sie waren den wütenden Flammen der Großen Vereinfachung entgangen, die selbst geheiligte Schriften sich hatte aufrollen, schwarz werden und in Rauch aufgehen lassen, während die unwissende Menge dazu getobt und „Triumph“ geschrien hatte. (S. 27)

[...] only a handful of folded documents here, and yet a treasure; for they had

escaped the angry flames of the Simplification, wherein even sacred writings had curled, blackened, and withered into smoke while ignorant mobs howled and hailed it a triumph.

In der „Großen Vereinfachung“ waren offenbar fast alle Druckwerke dem Feuer zum Opfer gefallen.

Doch das Büchlein erwies sich als Enttäuschung. Er hatte Gedrucktes erwartet, fand aber bloß eine handgeschriebene Aufstellung von Namen, Orten, Nummern und Daten. Die Daten erstreckten sich von der zweiten Hälfte der fünfziger bis in die erste der sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine weitere Bestätigung! Der Inhalt des Bunkers stammte aus der Spätzeit des Erleuchteten Zeitalters. Wirklich eine bedeutende Entdeckung! (S. 27)

But the small book proved a disappointment. He had expected printed matter, but found only a hand-written

list of names, places, numbers and dates. The dates ranged through the latter part of the fifth decade, and earlier part of the sixth decade, twentieth century. Again it was affirmed!—the contents of the shelter came from the twilight period of the Age of Enlightenment. An important discovery indeed.

Ein Büchlein, in dem der Leser ein Adressverzeichnis erkennt, vermerkt Daten bis in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, der Spätzeit des Erleuchteten Zeitalters. Damit steht auch der Zeitpunkt des Atomkriegs fest.

Und schließlich findet Francis noch eine Blaupause, die mit „Schaltplan“ bezeichnet ist.

Rechts unten in der Ecke war ein gedrucktes Rechteck, das verschiedene Bezeichnungen, Daten, Patentnummern, Bezugsnummern und Namen in einfacher Blockschrift umschloß. Sein Blick glitt die Liste entlang und stieß auf: „SCHALTPLAN. ENTWURF: *Leibowitz*, I. E.“

Er schloß die Augen ganz fest und schüttelte den Kopf, bis ihm die Ohren klangen. Er schaute noch einmal hin. Da stand es, ganz schlicht und einfach:  
SCHALTPLAN. ENTWURF: *Leibowitz*,  
I. E. (S. 28)

In the lower right-hand corner was a printed rectangle containing, in simple block letters, various titles, dates, „patent numbers,” reference numbers, and names. His eye traveled down the list until it encountered:

„CIRCUIT DESIGN BY: Leibowitz, I. E.”

He closed his eyes tightly and shook his head until it seemed to rattle. Then he looked again. There it was, quite plainly:

CIRCUIT DESIGN BY: Leibowitz, I. E.

Bruder Francis ist auf ein Dokumenet aus der Hand des seligen, wenn auch von New Rome noch nicht heiliggesprochenen Leibowitz persönlich gestoßen – ein größerer und bedeutenderer Fund ist nicht denkbar.

Am nächsten Tag erscheint Vater Cherkki, um Bruder Francis die Beichte abzuneh-

men. Francis erzählt recht wirr und unzusammenhängend von den Versuchungen, denen er beinahe erlegen wäre, bis er schließlich auf die gefundenen Papiere zu sprechen kommt.

„Ich glaube, Vater, daß ich meiner Berufung teilhaftig geworden bin, aber ...“ Francis fuhr sich mit der Zunge über die gesprungenen Lippen und blickte starr zu Boden, einem Käfer nach.

„Wirklich?“ sagte Cheroki mit unbewegter Stimme.

„Ich glaube schon – aber ist es eine Sünde, daß ich zuerst, als ich sie erhielt, fast nur Verachtung für die Handschrift übrig hatte? Ich meine ...“

Cheroki blinzelte. Handschrift? Berufung? Was sollte die Frage – er betrachtete einige Sekunden lang den ernsten Gesichtsausdruck des Novizen und runzelte dann die Stirne.

„Bruder Alfred und du – habt ihr Zettel ausgetauscht?“ fragte er in unheilvervollem Ton.

„Ach nein, Vater.“

„Aber von wessen Handschrift sprichst du denn dann?“

„Von der des seligen Leibowitz.“  
(S. 33f)

„I think my vocation has come to me, Father, but—“ Francis moistened his cracked lips and stared at a bug on a rock.

„Oh, has it?“ Cheroki’s voice was toneless

„Yes, I think—but would it be a sin, Father, if when I first got it, I thought rather scornfully of the handwriting? I mean?“

Cheroki blinked. Handwriting? Vocation? What kind of a question was—He studied the novice’s serious expression for a few seconds, then frowned.

„Have you and Brother Alfred been passing notes to each other?“ he asked ominously.

„Oh, no, Father!“

„Then whose handwriting are you talking about?“

„The Blessed Leibowitz.“

Bruder Francis bleibt bei seiner Behauptung, er habe Schriften aus der Hand des Seligen Leibowitz gefunden.

„Aber“, sagte Cheroki streng, „du wirst doch gewiß nicht *im Ernst* sagen wollen, daß du vom seligen Leibowitz – der jetzt schon, na, über sechshundert Jahre tot ist – eine handgeschriebene Einladung erhalten hast, deine heiligen Gelübde abzulegen? Und du, hm, fandest diese Handschrift jämmerlich? Verzeih, aber das ist der Eindruck, den deine Worte machten.“

„Ja, so *ungefähr* schon, Vater.“ (S. 34)

„Of course,” Cheroki said sharply, „you could NOT POSSIBLY be trying to say that—you have received—from the Blessed Leibowitz, dead now, lo, the last six hundred years—a handwritten invitation to profess your solemn vows? And you, uh, deplored his handwriting?—Forgive me, but that’s the impression I was getting.”

„Well, it’s something like that, Father.“

Hier erfahren wir nebenbei, dass seit der großen Katastrophe mehr als sechshundert Jahre vergangen sind – sechs Jahrhunderte, in denen es nicht gelungen ist, über die Entwicklungsstufe des Mittelalters hinauszukommen.

Vater Cheroki erkennt in dem Papier, das ihm der Novize als Beweis reicht, eine bloße Einkaufsliste. Er glaubt, dass Bruder Francis in der Sonnenhitze den Verstand verloren hat, verweigert ihm die Absolution und befiehlt ihm, nach Empfang seiner Verpflegung zur Abtei zurückzukehren.

Der reichlich ordinär redende Bruder Fingo kommt mit einem Esel, was Bruder Francis Gelegenheit gibt, ihn zu bitten, sich doch mit ihm das unterirdische Gemach anzusehen. Während Fingo sich in die Unterwelt begibt, wankt Francis zur Abtei.

Dort angekommen, ist Francis in einem derart schlechten Zustand, dass es ihm Vater Cheroki erlaubt, seine Beichte fortzusetzen.

Doch man hat die Schachtel mit den Papiere gefunden, die Francis in seiner Schwäche auf dem Weg zur Abtei verloren

hat, und dem Abt Arkos vorgelegt, der ein klar und rational denkender Mensch ist.

„Eine unmögliche Geschichte. Du hast richtig gehandelt, ihn zurückzuschießen, bevor er noch mehr entdeckte. Aber das ist natürlich nicht das Schlimmste dabei. Das Schlimmste ist sein Geplapper über den alten Mann. Wirklich ein starkes Stück! Ich kann mir nichts denken, was dem Fall mehr schaden könnte als unwahrscheinliche ‚Wunder‘ in Hülle und Fülle. Einige wenige tatsächliche Vorfälle – schön und gut! Bevor die Heiligsprechung stattfinden kann, muß sich herausstellen, daß die Fürsprache des Seligen Wunder bewirkt hat. Aber das kann auch zu weit getrieben werden! Denk an den seligen Chang – vor zwei Jahrhunderten selig-, aber nie heiliggesprochen, bis jetzt noch nicht. Und warum? Sein Orden war zu erpicht darauf, darum. Jedesmal, wenn irgend jemand seinen Husten los wurde, war es gleich wunderbare Heilung durch den Seligen. Im Keller Visionen, Beschwörungen im Glockenstuhl –

es klang mehr nach einer Sammlung Gespenstergeschichten als nach einer Aufzählung von Wundern. Vielleicht waren sogar ein oder zwei Ereignisse wirklich stichhaltig – aber wenn so ein Feilschen darum entsteht. ..“ (S. 41)

„It's impossible! You did the right thing to send him back before he uncovered more. But of course that's not the worst part. The worst part is the old man he babbles about. It's getting too thick. I don't know anything that could damage the case worse than a whole flood of improbable 'miracles.' A few real incidents, certainly! It has to be established that the intercession of the Beatus has brought about the miraculous–before canonization can occur. But there can be too much! Look at the Blessed Chang–beatified two centuries ago, but never canonized–so far. And why? His Order got too eager, that's why. Every time somebody got over a cough, it was a miraculous cure by the Beatus. Visions in the basement, evocations in the belfry; It sounded more like a collection of

ghost stories than a list of miraculous incidents. Maybe two or three incidents were really valid, but when there's that much chaff—well?”

Eine ungeordnete, überschwappende Heiligenverehrung ist dem Abt zuwider. Aber es ließ sich bedauerlicherweise nicht vermeiden, dass Francis seine Geschichte im Kloster weitererzählte.

Der Abt zählt Fälle fehlgeleiteten Wunderglaubens im eigenen Kloster auf.

„Letztes Jahr hatten wir Bruder Noyon und seine wundertätige Henkersschlinde. Ha! Und das Jahr davor wird Bruder Smirnoff auf wunderbare Weise von der Gicht geheilt – und *wodurch?* – durch Berühren einer mutmaßlichen Reliquie unseres seligen Leibowitz, wie die jungen Tölpel sagen. Und nun dieser Francis! Er trifft einen Pilger, und der trägt *was?* Als Rock genau *das* Leintuch, das man dem seligen Leibowitz über den Kopf zog, bevor man ihn hängte. Und *was* als Gürtel? Ein Seil. Was für ein Seil? Aaa, genau *das* Seil...“ (S. 42)

„Last year there was Brother Noyon and his miraculous hangman’s noose. Ha! And the year before that, Brother Smirnov gets mysteriously cured of the gout—how?—by touching a probable relic of our Blessed Leibowitz, the young louts say. And now this Francis, he meets a pilgrim—wearing what?—wearing for a kilt the very burlap cloth they hooded Blessed Leibowitz with before they hanged him. And with what for a belt? A rope. What rope? Ahh, the very same—”

Nein, Francis berichtet nur von einem alten Pilger mit Kutte und Seil um die Lenden, aber seine Brüder machen daraus sogleich eine Erscheinung des seligen Leibowitz, der seinerzeit gehängt wurde. Und dieser Pilger hat sogar auf den Stein, den er Francis zeigen wollte, zwei hebräische Buchstaben gemalt, die für „L“ und „TZ“ stehen, sich also in einer Schrift, die keine Vokale kennt, leicht zu „Leibowitz“ ergänzen lassen.

Der Abt befragt unter Anwendung körperlicher Züchtigung Francis nach seinen Erlebnissen, doch dieser bleibt dabei, einen

alten Pilger getroffen zu haben. Der Abt beharrt darauf, eine absolut exakte Antwort zu bekommen.

„Ich will wissen, ob du *über jeden Zweifel erhaben* bist, daß er nur ein gewöhnlicher alter Mann war.“

Dieser Verlauf der Befragung brachte Bruder Francis in Verlegenheit. In seinem eignen Verstand gab es keine saubere, gerade Grenze, die natürliche und übernatürliche Ordnung voneinander schied.

„Nun, mein Junge?“

„Herr Abt, Ihr vermutet doch nicht, daß er vielleicht...“

„Ich bitte dich, keine Vermutungen! Sag es rundheraus, ich bitte dich! War er ein gewöhnlicher Mensch aus Fleisch und Blut, oder war er's nicht?“

Die Frage erschreckte ihn. Die Würde, die die Frage gewann, weil sie von den Lippen einer so erhabenen Person wie der seines hoheitsvollen Abtes kam, machte die Frage freilich noch schrecklicher, obwohl er deutlich erkannte, daß sein Vorsteher sie nur gestellt hatte,

weil er eine peinlich genaue Antwort haben wollte. Er wollte sie unbedingt. Die Frage mußte wichtig sein, da er so unbedingt darauf bestand. Wenn die Frage einem Abt bedeutungsvoll genug erschien, so war sie viel zu bedeutungsvoll für Bruder Francis, der es sich nicht leisten konnte, etwas Falsches zu sagen.

„Ich – ich glaube, daß er aus Fleisch und Blut war, Ehrwürdiger Vater, aber er war kein ganz ‚gewöhnlicher‘ Mensch. Auf gewisse Weise war er ziemlich ungewöhnlich.“

„Auf welche Weise?“

„Gleichsam... Wie genau er spucken konnte. Und er konnte lesen, glaube ich.“

Der Abt schloß die Augen und rieb sich offenbar ärgerlich die Schläfen.

„Geh jetzt!“ sagte er schließlich, die Augen geschlossen. (S. 49f)

„I want to know if you–You!–are *sure beyond a doubt* that he was just an ordinary old man!“

This line of questioning was puzzling to Brother Francis. In his own mind,

there was no neat straight line separating the Natural from the Supernatural order, but rather, an intermediate twilight zone. There were things that were *clearly* natural, and there were *Things* that were *clearly* supernatural, but between these extremes was a region of confusion (his own)—the preternatural—where things made of mere earth, air, fire, or water tended to behave disturbingly like *Things*. For Brother Francis, this region included whatever he could see but not understand. And Brother Francis was never „sure beyond a doubt,” as the abbot was asking him to be, that he properly understood much of anything. Thus, by raising the question at all, Abbot Arkos was unwittingly throwing the novice’s pilgrim into the twilight region, into the same perspective as the old man’s first appearance as a legless black strip that wriggled in the midst of a lake of heat illusion on the trail, into the same perspective as he had occupied momentarily when the novice’s world had contracted until it contained nothing but a hand offering

him a particle of food. If some creature more-than-human chose to disguise itself as human, how was he to penetrate its disguise, or suspect there was one? If such a creature did not wish to be suspected, would it not remember to cast a shadow, leave footprints, eat bread and cheese? Might it not chew spice-leaf, spit at a lizard, and remember to imitate the reaction of a mortal who forgot to put on his sandals before stepping on hot ground? Francis was not prepared to estimate the intelligence or ingenuity of hellish or heavenly beings, or to guess the extent of their histrionic abilities, although he assumed such creatures to be either hellishly or divinely clever. The abbot, by raising the question at all, had formulated the nature of Brother Francis' answer, which was: to entertain the question itself, although he had not previously done so.

„Well, boy?”

„M’Lord Abbot, you don’t suppose he *might* have been—”

„I'm asking you not to suppose. I'm asking you to be flatly certain. Was he, or was he not, an ordinary flesh-and-blood person?”

The question was frightening. That the question was dignified by coming from the lips of so exalted a person as his sovereign abbot made it even more frightening, though he could plainly see that his ruler stated it merely because he wanted a *particular* answer. He wanted it rather badly. If he wanted it that badly, the question must be important. If the question was important enough for an abbot, then it was *far* too important for Brother Francis who *dared* not be wrong.

„I—I think he was flesh and blood, Reverend Father, but not exactly „ordinary.” In some ways, he was rather extraordinary.”

„What ways?” Abbot Arkos asked sharply.

„Like—how straight he could spit. And he could *read*, I think.”

The abbot dosed his eyes and rubbed his temples in apparent exasperation.

How easy it would have been flatly to have told the boy that his pilgrim was only an old tramp of some kind, and then to have commanded him not to think otherwise. But by allowing the boy to see that a question was possible, he had rendered such a command ineffective before he uttered it. Insofar as thought could be governed at all, it could only be commanded to follow what reason affirmed anyhow; command it otherwise, and it would not obey. Like any wise ruler, Abbot Arkos did not issue orders vainly, when to disobey was possible and to enforce was not possible. It was better to look the other way than to command ineffectually. He had asked a question that he himself could not answer by reason, having never seen the old man, and had thereby lost the right to make the answer mandatory.

„Get out,” he said at last, without opening his eyes.

Bruder Francis ist so sehr der Wahrheit verpflichtet, dass er selbst unter schmerz-

haften Hieben nur zugeben kann, dass er glaube, der Pilger wäre nur ein alter Mann gewesen, aber er will partout nicht beschwören, dass er sich dessen sicher ist.

Gegen Ende der Fastenzeit ist der siebzehnjährige Novize, der fünfzehn Pfund an Gewicht verloren hat, sehr geschwächt und phantasiert in der Nacht über Leibowitz, was ihn wieder vor den Abt bringt.

„Willst du bestreiten, diese Dinge gesagt zu haben?“ grollte Arkos.

„Ich erinnere mich nicht, diese Dinge gesagt zu haben, Herr Abt“, sagte der Novize, mit einem Auge nach dem Lineal des Abtes schiearend. „Ich habe vielleicht fantasiert.“

„Gut, nehmen wir an, du hast fantasiiert – würdest du es jetzt wiederholen?“

„Daß der Pilger der Selige war? Nein, nein, *Magister meus!*“

„Dann versichere mir das Gegenteil!“

„Ich glaube nicht, daß der Pilger der Selige war.“

„Warum nicht gerade heraus: *Er war es nicht!*“

„Na, wenn ich den seligen Leibowitz selbst nie gesehen habe, kann ich nicht sagen, ob ...“

„*Genug!*“ befahl der Abt. „Das reicht. Von dir will ich jetzt lange, lange Zeit weder etwas hören noch sehen. *Hinaus!* Nur eines noch: Bilde dir ja nicht ein, dieses Jahr mit den anderen zusammen die Gelübde ablegen zu können. Du bist nicht zugelassen.“

Für Francis war das ein Schlag in die Magengrube. (S. 53)

„Do you deny saying these things?“ Arkos growled.

„I don't remember saying them, m'Lord Abbot,“ said the novice, eyeing the abbot's ruler. „I may have been raving.“

„Assuming that you were raving—would you say it again now?“

„About the pilgrim being the Beatus? Oh, no, Magister meus!“

„Then assert the contrary.“

„I don't think the pilgrim was the Beatus.“

„Why not just a straightforward He was not?”

„Well, never having seen the Blessed Leibowitz personally, I wouldn’t—”

„Enough!” the abbot ordered. „Too much! That’s *all* I want to see of you and hear of you for a long, long time! Out! But just one thing—DON’T expect to profess your vows with the others this year. You won’t be permitted.”

For Francis it was like a blow in the stomach with the end of a log.

Weil sich Bruder Francis derart obstinat verhält, verweigert ihm der Abt die Profess.

Hier erinnert sich Francis an die Unterrichtsstunden über die Vergangenheit.

Es hieß, daß Gott in der Absicht, die Menschen zu prüfen, die sich hochmütig wie zu den Zeiten Noahs gebärdeten, den Weisen jener Tage, unter ihnen auch dem seligen Leibowitz, befahl, riesige Kriegswerkzeuge zu ersinnen, so wie sie noch nie vorher auf Erden gewesen waren. Waffen von solcher Stärke, daß sie die Feuer der Hölle selbst in

sich schlössen. Und Gott ließ zu, daß die Weisen die Waffen in die Hände der Fürsten gaben, daß sie zu jedem von ihnen sagten: „Nur weil die Feinde so etwas besitzen, haben wir dies für dich ersonnen, um sie wissen zu lassen, du verfügst über das nämliche, und so sich fürchten, loszuschlagen. Sieh zu, Herr, daß du sie ebenso fürchtest, wie sie dich jetzt fürchten sollen, auf daß keiner diese Schrecknis entfesseln möge, welche wir verfertigt haben.“ (S. 54f)

It was said that God, in order to test mankind which had become swelled with pride as in the time of Noah, had commanded the wise men of that age, among them the Blessed Leibowitz, to devise great engines of war such as had never before been upon the Earth, weapons of such might that they contained the very fires of Hell, and that God had suffered these magi to place the weapons in the hands of princes, and to say to each prince: „Only because the enemies have such a thing have we devised this for thee, in order that they

may know that thou hast it also, and fear to strike. See to it, m'Lord, that thou fearest them as much as they shall now fear thee, that none may unleash this dread thing which we have wrought."

Weiter heißt es, dass die Fürsten die Warnungen in den Wind geschlagen und darauf gesetzt haben, dass derjenige, der als erster zuschlägt, Sieger bleibt.

Einige Wochen nach der ersten Entfesselung des Höllenbrandes – manche sprachen nur von Tagen – fand sie ein Ende. Städte waren zu Lachen aus Glas geronnen, umgeben von weiten Flächen geborstenen Gemäuers. Ganze Völker waren von der Erde verschwunden; das Land war bedeckt mit den Körpern der Menschen wie auch des Viehs und aller Arten von Tieren, zusammen mit den Vögeln der Luft und allem, was flog, was in den Flüssen schwamm, im Grase kroch oder sich in Höhlen barg. Krank geworden und verendet bedeckten sie das Land, und dort, wo die bösen Geis-

ter des Niederschlags über dem Land schwebten, verwesten die Körper eine Zeitlang nicht, es sei denn, sie kamen mit fruchtbare Erde in Berührung. Die großen Wolken des Zorns verschlangen Feld und Wald, ließen die Bäume verdorren und die Ernte verderben. Große Wüsten breiteten sich aus, wo einst Leben geblüht hatte, und dort auf der Erde, wo noch Menschen lebten, wurden alle krank von dem Gifthauch der Luft, so daß, wenn auch einige dem Tod entrannen, niemand unberührt blieb. Und selbst in jenen Landen, wo die Waffen nicht zugeschlagen hatten, starben viele an der vergifteten Luft. (S. 55)

Within weeks—some said days—it was ended, after the first unleashing of the hell-fire. Cities had become puddles of glass, surrounded by vast acreages of broken stone. While nations had vanished from the earth, the lands littered with bodies, both men and cattle, and all manner of beasts, together with the birds of the air and all things that flew, all things that swam in the rivers, crept

in the grass, or burrowed in holes; having sickened and perished, they covered the land, and yet where the demons of the Fallout covered the countryside, the bodies for a time would not decay, except in contact with fertile earth. The great clouds of wrath engulfed the forests and the fields, withering trees and causing the crops to die. There were great deserts where once life was, and in those places of the Earth where men still lived, all were sickened by the poisoned air, so that, while some escaped death, none was left untouched; and many died even in those lands where the weapons had not struck, because of the poisoned air.

Nach der Katastrophe erfasste die überlebenden Menschen ein solcher Zorn über ihre Fürsten, dass sie in der Großen Vereinfachung alle greifbaren Herrscher und Wissenschaftler umbrachten und sich selbst mit Stolz „Simpel“ nannten. Einige Wissenschaftler konnten sich jedoch in den Schoß der Kirche retten, indem sie das Mönchs-

gewand anzogen – doch die rasende Menge zerstörte auch einen Teil der Klöster.

Isaak Edward Leibowitz suchte vergeblich nach seiner im Inferno umgekommenen Frau Emily. Er flüchtete zuerst zu den Zisterziensern und gründete dann mit Erlaubnis des Neuen Rom einen neuen Orden, der nach Albertus Magnus, dem Lehrer des heiligen Thomas von Aquin und Patron der Wissenschaftler benannt wurde. Im Auftrag von Pater Leibowitz versuchten Buchschmuggler, den Rest des Wissensschatzes zu retten. Leibowitz selbst fiel einem Simpelhaufen zum Opfer und erlitt den Märtyrertod.

Man hüllte ihn in grobe Leinwand und ließ ihn sogleich den Märtyrertod durch Erdrosseln erleiden, indem man ihn an einer Schlinge aufknüpfte, die ihm das Genick nicht brechen sollte, und zugleich verbrannte man ihn bei lebendigem Leib – auf diese Weise einen Streit zu einem guten Ende bringend, der sich in der Menge über die Todesart entzündet hatte. (S. 58)

Hooded in burlap, he was martyred forthwith, by strangulation with a hangman's noose not tied for neck-breaking, at the same time being roasted alive—thus settling a dispute in the crowd concerning the method of execution.

Dreimal wurde Leibowitz' Kloster niedergebrannt, und nur wenige vergrabene Fässer mit Büchern beziehungsweise Handschriften aus der Erinnerung wurden bewahrt.

Jetzt, sechshundert Jahre später, ist die Raserei längst zu Ende, aber die Mönche verstehen das von ihnen gerettete Wissen selbst nicht mehr.

Jahre vergehen, in denen Francis ein Novize bleiben muss. Doch dann nehmen sich auf Initiative des Abtes die Dominikaner der Sache Leibowitz an: New Rome hat ein Heiligsprechungsverfahren in Gang gesetzt.

Schließlich wird Francis als Bruder in die Gemeinschaft des Ordens aufgenommen. Seine freie Zeit verbringt er damit, Leibowitz' Blaupause, die er im Bunker gefunden hat, kunstvoll nachzubilden.

Während Francis an seiner illuminierten Kopie arbeitet, erscheint Monsignore Malfreddo Aguerra, der Prozeßführer und Advocatus Dei beim Kanonisationsverfahren des seligen Leibowitz. Später kommt Monsignore Flaught, der Advocatus Diaboli, hinzu, und beide befragen Bruder Francis ausführlich.

Wieder Jahre später verlautet aus New Rome, dass dem Heiligsprechungsantrag stattgegeben wurde. Weil Abt Arkos nun zu altersschwach ist, soll Bruder Francis nach New Rome zum Sacerdos Magnus, dem Heiligsten Vater und Herrscher, Leo Pappas XXI., reisen.

Unterwegs fällt Francis den verbrecherischen Missgeburten in die Hände, die ihm sogleich seinen Esel rauben. Weiterhin nehmen sie ihm die vergoldete Kopie der Blaupause ab, für die er fünfzehn Jahre gearbeitet hatte, lassen ihm jedoch das unscheinbare Original.

Francis erreicht New Rome zu Fuß und kann in der päpstlichen Basilika der Heiligsprechung beiwohnen. Anschließend hat Francis eine Audienz beim Papst Leo, der ihm seine Anerkennung bekundet.

„Wir wissen, daß du Uns ein Geschenk bringen wolltest und daß man es dir auf dem Weg gestohlen hat. Das soll dir keinen Kummer bereiten. Deine Anwesenheit ist Uns Geschenk genug. Lange haben Wir Hoffnung gehegt, persönlich den Entdecker der Überreste der Emily Leibowitz zu begrüßen. Wir wissen auch von deinen Bemühungen um die Abtei. Wir fühlten immer sehr innige Zuneigung zu den Brüdern des Leibowitz. Ohne eure Arbeit würde der Gedächtnisschwund der Welt wohl umfassend geworden sein. So wie die Kirche, *Mysticum Christi Corpus*, ein Leib ist, so hat euer Orden diesem Körper als das Organ der Erinnerung gedient. Wir danken eurem Schutzheiligen und Gründer viel. Zukünftige Zeitalter werden sogar noch tiefer in seiner Schuld stehen. [...]“ (S. 98f)

„We know that you brought us a gift, and that it was stolen from you along the way. Be not troubled for that. Your presence is gift enough to us. Long have we cherished the hope of greeting in

person the discoverer of Emily Leibowitz' remains. We know, too, of your labors at the abbey. For the Brothers of Saint Leibowitz, we have always felt a most fervent affection. Without your work, the world's amnesia might well be total. As the Church, *Mysticum Christi Corpus*, is a Body, so has your Order served as an organ of memory in that Body. We owe much to your holy Patron and Founder. Future ages may owe him even more. [...]”

Francis bedauert, dass er das Geschenk für den Papst verloren hat und seine Anfertigung daher vergebens war, doch der Papst verneint das, denn da der Räuber die Kopie bevorzugte, habe Francis die heilige Reliquie selbst retten können.

Als besonderes Geschenkt gibt der Papst Bruder Francis Goldmünzen mit, damit er seine illuminierte Kopie der Blaupause von den Räubern zurückkaufen kann.

Sie kamen bis auf zehn Meter an Francis heran, bevor der erste Kiesel ins Rollen geriet. Der Mönch murmelte gerade

das dritte Ave des vierten Glorreichen Geheimnisses, als er sich zufällig umsah.

Der Pfeil fuhr ihm genau zwischen die Augen. (S. 104)

They advanced to within ten yards of Francis before a pebble rattled. The monk was murmuring the third Ave of the Fourth Glorious Mystery of the rosary when he happened to look around.

The arrow hit him squarely between the eyes.

„*Eat! Eat! Eat!*“ the Pope’s child cried.

Die Räuber kommen nicht erst in Francis’ Nähe, sondern töten ihn aus der Ferne mit einem Pfeil. Allem Anschein nach wird er anschließend aufgegessen.

Ratsam oder nicht, es mußte getan werden. Der alte Wanderer machte eine Stelle ausfindig, wo der Boden weich genug zum Graben mit Stock und Händen war. Während er grub, kreisten die Geier wie toll niedrig über den Baumwipfeln. Manchmal stießen sie nieder,

flatterten dann jedoch wieder hinauf in den Himmel. Eine, dann zwei Stunden lang schossen sie heißhungrig über dem Waldrand hin und her. (S. 105)

Safe or not, the job had to be done. The old wanderer found a place where the earth was soft enough for digging with hands and stick. While he dug, the angry buzzards circled low over the tree-tops. Sometimes darting earthward but then flapping their way skyward again. For an hour, then two, they fluttered anxiously over the wooded hillside.

Ein alter Wanderer kommt Tage später vorbei und begräbt die bereits angefressene Leiche von Bruder Francis. Ob es jener selbe alte Pilger ist, der Francis zum Bunker geführt hat, wird nicht erwähnt; aber es wäre unwahrscheinlich, da mittlerweile zu viele Jahre vergangen sind.

Damit endet der erste Teil des Berichts über die Abtei von Sankt Leibowitz, der mit „Fiat Homo“ überschrieben ist.

Der zweite Teil nennt sich „Fiat Lux“ und führt uns ins Jahr 3174. Hier bemühen

sich einerseits Gelehrte, das von den Mönchen gesammelte Wissen wieder zu verstehen, während andererseits der mächtige Bürgermeister von Texarkana sich vom Papst lösen will, dafür jedoch exkommuniziert wird. Es wird sogar angedeutet, dass es sich bei dem Pilger um den Wandernden Juden handeln könnte.

Im dritten Teil ist bereits das Jahr 3781 erreicht. Die Menschheit hat das bewahrte Wissen zu nutzen verstanden und verfügt nicht nur wieder über Atomkraft, sondern sogar über Raumschiffe und extrasolare Kolonien. Da ein Atomkrieg zwischen der Asiatischen Koalition und der Atlantischen Konföderation droht, schlägt der Abt der Leibowitz-Abtei, Dom Jethras Zerchi, Neu-Rom vor, das Wissen der Erde auf eine Kolonie jenseits von Alpha Centauri zu retten. Eine Bombe zerstört die Abtei und tötet den Abt, während das Raumschiff seine weite Reise antritt. Die Explosion hat einen Schädel an Tageslicht gebracht, dem ein Pfeil aus der Stirn ragt.

Ende.

*Lobgesang auf Leibowitz*, als Roman erstmals 1959 erschienen, entstand zu ei-

ner Zeit, da Romane über einen Atomkrieg und den darauffolgenden Niedergang der Zivilisation, Post-Doomsday-Novels genannt, gern gelesen wurden.

Wie die anderen Werke des Genres warnt auch *Lobgesang auf Leibowitz* vor den Gefahren der atomaren Aufrüstung. Was das vorliegende Werk heraushebt, ist die Tatsache, dass es bis zu Bruder Francis Ruhestellung durch Abt Arkos als Satire konzipiert ist, die sich gegen einen haltlosen Wunderglauben, wie er in der katholischen Kirche bisweilen anzutreffen ist, wendet.

Die stilistisch glänzend ausgeführte Ironie besteht darin, dass der Abt alles unternimmt, um seine Schäflein, die in jedem besonderen Zufall sofort ein Wunder hineininterpretieren, von solchen Spekulationen abzuhalten; offenbar ist der Abt ein geistiger Nachfahre jener Wissenschaftler, die die Abtei zum Erhalt ihres Wissenschatzes gegründet haben. Doch gerade das Bemühen des Abtes um Unterdrückung des Aberglaubens weckt in den Brüdern den Verdacht, dass hier etwas überaus Wunderbares vertuscht werden soll, so dass die Gerüchte um das Erscheinen von Sankt Lei-

bowitz, wie er trotz fehlender Kanonisierung bereits genannt wird, überhand nehmen. Als besonderen Clou deutet der Autor an, dass der in der Nachatomkriegszeit so sehr verehrte Leibowitz gerade einer jener Wissenschaftler gewesen sein könnte, deren Forschung zur Entdeckung der Atom bombe führte.

Ab dem Auftauchen des *Advocatus Dei*, der päpstlicherseits eine Heiligsprechung in die Wege leiten soll, verliert sich jedoch die Ironie, und *Lobgesang auf Leibowitz* mündet in einem regulären, wenn auch recht phantastievollen Post-Doomsday-Roman.

Die drei Teile des Romans sind 1955, 1956 und 1957 in der Zeitschrift *Magazine of Fantasy and Science Fiction* erschienen; wie damals die Einzeltitel lauteten, lässt sich nicht eruieren.

*Lobgesang auf Leibowitz* war einer der ersten Science-Fiction-Romane, die in den renommierten Feuilletons besprochen wurden. Allerdings war die Bewertung nicht übermäßig positiv, was wohl auch auf den uneinheitlichen Stil des Romans zurückzuführen ist, der als Satire beginnt, aber noch im ersten Teil in eine trockene Antiutopie

umschwenkt. Und während die ersten beiden Teile noch auf dem Boden der anerkannten physikalischen Realitäten bleiben, wird der dritte Teil durch seine fabelhafte Technik der Sternenreise zur reinen Science Fiction.

Spätere Generationen von Rezessenten haben dagegen zunehmend mehr Lob über den Roman ausgeschüttet und ihn damit in den Rang eines Klassikers der Science Fiction erhoben.

Es gibt eine Art Fortsetzung mit dem Titel *Saint Leibowitz and the Wild Horse Woman* – deutsch *Ein Hohelied für Leibowitz*, 2000 –, die Walter M. Miller Jr. wegen seines Todes im Jahr 1996 nicht mehr vollenden konnte; das übernahm Terry Bisson aufgrund der Notizen Millers. Der 1997 erschienene Roman spielt zeitlich zwischen dem zweiten und dritten Teil des Originalromans und beschreibt einen Krieg zwischen dem Papsttum und dem Reich von Texarkana.

Die vorliegende Übersetzung aus dem Heyne Verlag von Jürgen Saupe und Erev, erschienen zuerst 1971 im Verlag Marion von Schröder, ist leicht gekürzt. Bereits

1979 ist ebenfalls bei Heyne eine ungetkürzte Version der beiden Übersetzer herausgekommen.



PENGUIN PLAYS

Bernard Shaw

Saint Joan

## \*Shaw, Bernard: Saint Joan

**Bernard Shaw [George Bernard Shaw, 1856–1950]**

*Saint Joan. A Chronicle Play in Six Scenes and an Epilogue (1923)*

Penguin Plays (TB 160 S./p 60)

London 1977

Genre: Historisches Drama

ROBERT. No eggs! No eggs!! Thousand thunders, man, what do you mean by no eggs?

STEWARD. Sir: it is not my fault. It is the act of God.

ROBERT. Blasphemy. You tell me there are no eggs; and you blame your Maker for it.

STEWARD. Sir: what can I do? I cannot lay eggs.

ROBERT [*sarcastic*] Ha! You jest about it.

STEWARD. No, sir, God knows. We all have to go without eggs just as you have, sir. The hens will not lay. (S. 49)

Wir befinden uns im Jahr 1429, mitten im Hundertjährigen Krieg, der um die Frage entbrannt ist, wem die Thronfolge Frankreichs zusteht, dem König von England aus dem französischen Haus Plantagenet (Henry VI, 1421–1471) oder dem Dauphin von Frankreich aus dem Haus Valois (Charles VII, 1403–1461)

In der Burg von Vaucouleurs empört sich gerade Captain Robert de Baudricourt (1454–unbekannt) darüber, dass er keine Eier zum Frühstück erhält. Der Grund dafür, so sagt der furchtsame Steward, liegt darin, dass die Burg mit einem Fluch belegt ist, weil Robert partout die Jungfrau nicht empfangen will.

STEWARD. Sir: I tell you there are no eggs. There will be none--not if you were to kill me for it--as long as The Maid is at the door.

ROBERT. The Maid! What maid? What are you talking about?

STEWARD. The girl from Lorraine, sir. From Domrémy.

ROBERT [*rising in fearful wrath*] Thirty thousand thunders! Fifty thousand dev-

ils! Do you mean to say that that girl, who had the impudence to ask to see me two days ago, and whom I told you to send back to her father with my orders that he was to give her a good hiding, is here still?

STEWARD. I have told her to go, sir.  
She wont.

ROBERT. I did not tell you to tell her to go: I told you to throw her out. You have fifty men-at-arms and a dozen lumps of able-bodied servants to carry out my orders. Are they afraid of her?

STEWARD. She is so positive, sir.  
(S. 51)

Der Captain verfügt über fünfzig Soldaten, aber keiner davon will in der Lage sein, die impertinente Jungfrau zu verjagen? So ist es, bestätigt der Steward, die Jungfrau ist einfach zu positiv.

ROBERT. You parcel of curs: you are afraid of her.

STEWARD [*rising cautiously*] No sir: we are afraid of you; but she puts courage into us. She really doesnt seem to be

afraid of anything. Perhaps you could frighten her, sir. (S. 51)

Nein, Angst vor ihr habe er nicht, sagt der Steward. Aber das Mädchen fürchte sich einfach vor gar nichts. Sie wolle ein Soldat werden und Soldatenkleidung tragen, sie wolle eine Rüstung, ein Schwert und ein Pferd.

Da erscheint Joan (Jeanne d'Arc, genannt la Pucelle, 1412–1431), siebzehn Jahre alt, persönlich.

JOAN *[bobbing a curtsey]* Good morning, captain squire. Captain: you are to give me a horse and armor and some soldiers, and send me to the Dauphin. Those are your orders from my Lord.

ROBERT *[outraged]* Orders from your lord! And who the devil may your lord be? Go back to him, and tell him that I am neither duke nor peer at his orders: I am squire of Baudricourt; and I take no orders except from the king.

JOAN *[reassuringly]* Yes, squire: that is all right. My Lord is the King of Heaven.

ROBERT. Why, the girl's mad. *[To the steward]* Why didn't you tell me so, you blockhead?

STEWARD. Sir: do not anger her: give her what she wants.

JOAN *[impatient, but friendly]* They all say I am mad until I talk to them, squire. But you see that it is the will of God that you are to do what He has put into my mind. (S. 52f)

Der König des Himmels sende sie und habe ihr befohlen, zum Dauphin zu eilen, sagt Joan. Robert habe sie nicht empfangen wollen, und jetzt rede er doch mit ihr, und so erfülle sich der Wille des Himmels.

ROBERT *[feeling that he has lost ground, brings down his two fists squarely on the table, and inflates his chest imposingly to cure the unwelcome and only too familiar sensation]* Now listen to me. I am going to assert myself.

JOAN *[busily]* Please do, squire. The horse will cost sixteen francs. It is a good deal of money: but I can save it on the armor. I can find a soldier's armor

that will fit me well enough: I am very hardy; and I do not need beautiful armor made to my measure like you wear. I shall not want many soldiers: the Dauphin will give me all I need to raise the siege of Orleans.

ROBERT [*flabbergasted*] To raise the siege of Orleans! (S. 53)

Joan hat nichts Geringeres vor, als die Belagerung von Orleans durch die Engländer aufzuheben. Der ungläubige Robert muss mit anhören, dass seine Mitstreiter Bertrand de Poulengy, John of Metz, Dick the Archer, John of Honecourt und Julian bereits ihr Einverständnis erklärt haben, sie zu beleiten.

ROBERT [*contemplating her in a stupor of amazement*] Well, I am damned!

JOAN [*with unruffled sweetness*] No, squire: God is very merciful; and the blessed saints Catherine and Margaret, who speak to me every day [*he gapes*], will intercede for you. You will go to paradise; and your name will be re-

membered for ever as my first helper.  
(S. 54)

Joan kann ihrer Meinung nach keinen Fehlritt machen und ausschließlich obsiegen, weil sie von der Heiligen Catherine und der Heiligen Margaret angeleitet wird.

Robert lässt Poulengey kommen und erklärt ihm, dass Joans Vater zwar kein Adeliger, aber doch ein Mann von Bedeutung ist, so dass Poulengey nicht einfach dessen Tochter verführen kann, indem er vorgibt, sie zum Dauphin begleiten zu wollen.

POULENGEY *[with deliberate impressiveness]* I should as soon think of the Blessed Virgin herself in that way, as of this girl.

ROBERT *[coming off the table]* But she says you and Jack and Dick have offered to go with her. What for? You are not going to tell me that you take her crazy notion of going to the Dauphin seriously, are you?

POULENGEY *[slowly]* There is something about her. They are pretty foul-mouthed and foulminded down there in

the guardroom, some of them. But there hasn't been a word that has anything to do with her being a woman. They have stopped swearing before her. There is something. Something. It may be worth trying. (S. 55f)

Poulengy denkt nicht im Traum daran, Joan in sein Bett zu locken. Nein, er hat beobachtet, welche Macht das Mädchen über grobe Soldaten ausübt, so dass es einen Versuch wert wäre, sie zum Dauphin nach Chinon zu bringen.

POULENGEY *[unmoved]* What is the good of commonsense? If we had any commonsense we should join the Duke of Burgundy and the English king. They hold half the country, right down to the Loire. They have Paris. They have this castle: you know very well that we had to surrender it to the Duke of Bedford, and that you are only holding it on parole. The Dauphin is in Chinon, like a rat in a corner, except that he wont fight. We dont even know that he is the Dauphin: his mother says he isnt; and she

ought to know. Think of that! the queen denying the legitimacy of her own son!  
(S. 56)

Poulengey erklärt weiter, dass die Sache des Dauphins, den selbst seine eigene Mutter für einen Bastard erklärt, verloren ist, und dass nur ein Wunder Rettung bringen kann. Das Mädchen jedoch sei in der Lage, mutlos gewordenen Soldaten Tapferkeit einzuhauen, und das sei ein wahres Wunder.

Zum ersten Mal fragt Robert das Mädchen, wie es heißt.

ROBERT. What is your name?

JOAN [*chattily*] They always call me Jenny in Lorraine. Here in France I am Joan. The soldiers call me The Maid.

ROBERT. What is your surname?

JOAN. Surname? What is that? My father sometimes calls himself d'Arc; but I know nothing about it. You met my father. He--

ROBERT. Yes, yes; I remember. You come from Domrémy in Lorraine, I think. (S. 58)

Weiterhin erklärt Joan, dass sie etwa siebzehn Jahre alt ist und von den Stimmen von St. Catherine und St. Margaret angeleitet wird.

JOAN. I hear voices telling me what to do. They come from God.

ROBERT. They come from your imagination.

JOAN. Of course. That is how the messages of God come to us.

POULENGEY. Checkmate.

ROBERT. No fear! *[To Joan]* So God says you are to raise the siege of Orleans?

JOAN. And to crown the Dauphin in Rheims Cathedral.

ROBERT *[gasping]* Crown the D--! Gosh!

JOAN. And to make the English leave France.

ROBERT *[sarcastic]* Anything else?

JOAN *[charming]* Not just at present, thank you, squire. (S. 59)

Joans Ziel ist es, als die Belagerung Orleans aufzuheben, den Dauphin in Rheims zu

krönen und die Engländer aus Frankreich zu vertreiben.

ROBERT [*grimly*] Simple! Did you ever see English soldiers fighting?

JOAN. They are only men. God made them just like us; but He gave them their own country and their own language; and it is not His will that they should come into our country and try to speak our language. (S. 59)

Robert erklärt, dass die Engländer unübertragene Soldaten sind.

JOAN. One thousand like me can stop them. Ten like me can stop them with God on our side. [*She rises impetuously, and goes at him, unable to sit quiet any longer*]. You do not understand, squire. Our soldiers are always beaten because they are fighting only to save their skins; and the shortest way to save your skin is to run away. Our knights are thinking only of the money they will make in ransoms: it is not kill or be killed with them, but pay or be paid.

But I will teach them all to fight that the will of God may be done in France; and then they will drive the poor god-dams before them like sheep. You and Polly will live to see the day when there will not be an English soldier on the soil of France; and there will be but one king there: not the feudal English king, but God's French one. (S. 61)

Joan entgegnet, dass die Franzosen nur deshalb so schlecht kämpfen, weil sie keine Ideale haben; sobald sie aber für die Erfüllung von Gottes Willen streiten werden, werden sie unbesiegbar sein.

Diese Argumentation überzeugt sogar Robert, denn wenn es ihr gelingen sollte, im schwachen Dauphin Kampfeswillen zu entfachen, dann wird ihr das auch bei jedem Soldaten gelingen. Daher gibt er ihr die verlangte Ausrüstung.

Als nächstes kommt der Steward mit einem Korb.

STEWARD. Sir, sir--

ROBERT. What now?

STEWARD. The hens are laying like mad, sir. Five dozen eggs!

ROBERT *[stiffens convulsively: crosses himself: and forms with his pale lips the words]* Christ in heaven! *[Aloud but breathless]* She did come from God.  
(S. 62)

Dass die Hennen wieder legen, ist Wunder genug, um Robert glauben zu lassen, Joan käme von Gott.

In der nächsten Szene finden wir uns in Chinon wieder. Der Archbishop (Regnault de Chartres, 1375–1444), der Lord Chamberlain La Trémouille (Georges Ier de la Trémoille, 1384–1446), La Hire (Étienne de Vignoles, 1390–1443), Monsieur de Rais, genannt Bluebeard (Gilles de Montmorency-Laval, 1405–1440), und schließlich der Dauphin selbst finden sich in einem Zimmer ein. Man behandelt den Dauphin, den ungekrönten König Charles VII., sechszwanzig Jahre alt, wie ein kleines Kind, was dieser mit seinem Verhalten, einer Mischung aus Furchtsamkeit, Eigensinn und Widerstreben auch herausfordert.

CHARLES [*mortified*] You all think you can treat me as you please because I owe you money, and because I am no good at fighting. But I have the blood royal in my veins.

THE ARCHBISHOP. Even that has been questioned, your Highness. One hardly recognizes in you the grandson of Charles the Wise.

CHARLES. I want to hear no more of my grandfather. He was so wise that he used up the whole family stock of wisdom for five generations, and left me the poor fool I am, bullied and insulted by all of you.

THE ARCHBISHOP. Control yourself, sir. These outbursts of petulance are not seemly. (S. 66)

Es nimmt nicht Wunder, dass man auf Charles derart herabsieht, denn er ist nicht nur völlig mittellos und überschuldet, sondern benimmt sich auch sehr unköniglich.

Ein Brief von De Baudricourt, der die Jungfrau als wahrhaftigen Engel Gottes ankündigt, erregt großen Ärger.

THE ARCHBISHOP. I should have expected more common-sense from De Baudricourt. He is sending some cracked country lass here--

CHARLES [*interrupting*] No: he is sending a saint: an angel. And she is coming to me: to me, the king, and not to you, Archbishop, holy as you are. She knows the blood royal if you dont. [*He struts up to the curtains between Bluebeard and La Hire*].

THE ARCHBISHOP. You cannot be allowed to see this crazy wench. (S. 67)

La Hire, der gottloseste unter Charles' Gefolgsleuten, erschrickt zu Tode, als er hört, wer das angekündigte Mädchen ist.

LA HIRE. Stop. [*Going to the Archbishop*] Did you say a girl in armor, like a soldier?

THE ARCHBISHOP. So De Baudricourt describes her.

LA HIRE. But by all the devils in hell-- Oh, God forgive me, what am I saying?-- by Our Lady and all the saints, this must

be the angel that struck Foul Mouthed  
Frank dead for swearing.

CHARLES [*triumphant*] You see! A  
miracle!

LA HIRE. She may strike the lot of us  
dead if we cross her. For Heaven's sake,  
Archbishop, be careful what you are do-  
ing. (S. 67f)

Als der unablässig den Namen Gottes missbrauchend Frank von der Jungfrau getadelt wurde und daraufhin in einem Brunnen ertrank, hat La Hire bei allen Teufeln der Hölle geschworen, nie wieder zu fluchen, was einzuhalten ihm nicht ganz so leicht fällt.

Der Brief sagt, dass die Jungfrau die Belagerung von Orleans aufheben wird. Bluebeard argumentiert, dass selbst der ungemein tüchtige und tapfere Dunois (Jean d'Orléans, comte de Dunois, 1402–1468) erfolglos blieb. La Hire entgegnet, dass der widrige Wind seine Schiffe behindert und kein Gebet ihn bisher bewegen wollte, die Richtung zu ändern. Warum sollte man nicht der Jungfrau, der man Wunder nachsagt, eine Chance geben?

Charles willigt ein, die Jungfrau auf die Probe zu stellen: Bluebeard soll sich als König ausgeben. Der Archbishop ist sich sicher, dass die Jungfrau bestehen wird, weil Jedermann weiß, dass der König ein Schwächling ist, während der stattliche Gilles des Rais einen blauen Bart trägt.

LA TRÉMOUILLE. I never thought of that.

THE ARCHBISHOP. You are not so accustomed to miracles as I am. It is part of my profession.

LA TRÉMOUILLE [*fueled and a little scandalized*] But that would not be a miracle at all.

THE ARCHBISHOP [*calmly*] Why not?

LA TRÉMOUILLE. Well, come! what is a miracle?

THE ARCHBISHOP. A miracle, my friend, is an event which creates faith. That is the purpose and nature of miracles. They may seem very wonderful to the people who witness them, and very simple to those who perform them. That does not matter: if they confirm or create faith they are true miracles.

LA TRÉMOUILLE. Even when they are frauds, do you mean?

THE ARCHBISHOP. Frauds deceive. An event which creates faith does not deceive: therefore it is not a fraud, but a miracle. (S. 70)

Wie ein Wunder entsteht, so argumentiert der Archbishop, spielt keine Rolle, denn wenn es den Glauben bestärkt, dann ist es folglich ein solches.

BLUEBEARD [*condescendingly*] You are in the presence of the Dauphin.

*Joan looks at him sceptically for a moment, scanning him hard up and down to make sure. Dead silence, all watching her. Fun dawns in her face.*

JOAN. Coom, Bluebeard! Thou canst not fool me. Where be Dauphin?

*A roar of laughter breaks out as Gilles, with a gesture of surrender, joins in the laugh, and jumps down from the dais beside La Trémouille. Joan, also on the broad grin, turns back, searching along the row of courtiers, and presently makes a dive, and drags out Charles by the arm.*

JOAN [*releasing him and bobbing him a little curtsey*] Gentle little Dauphin, I am sent to you to drive the English away from Orleans and from France, and to crown you king in the cathedral at Rheims, where all true kings of France are crowned.

CHARLES [*triumphant, to the Court*] You see, all of you: she knew the blood royal. Who dare say now that I am not my father's son? [*To Joan*] But if you want me to be crowned at Rheims you must talk to the Archbishop, not to me. There he is [*he is standing behind her*]!

JOAN [*turning quickly, overwhelmed with emotion*] Oh, my lord! [*She falls on both knees before him, with bowed head, not daring to look up*] My lord: I am only a poor country girl; and you are filled with the blessedness and glory of God Himself; but you will touch me with your hands, and give me your blessing, wont you?

BLUEBEARD [*whispering to La Trémouille*] The old fox blushes.

LA TRÉMOUILLE. Another miracle!  
(S. 73)

Joan erkennt den wahren Dauphin, aber, was noch wichtiger ist, sie nennt den Archbishop als von der Glorie Gottes erfüllt und bittet auf den Knien um seinen Segen – was den alten, dicken Zyniker mit einem Schlag für sie einnimmt.

*JOAN [rising, with a sunflush of reckless happiness irradiating her face]* There is always danger, except in heaven. Oh, my lord, you have given me such strength, such courage. It must be a most wonderful thing to be Archbishop.

*The Court smiles broadly: even titters a little.*

*THE ARCHBISHOP [drawing himself up sensitively]* Gentlemen: your levity is rebuked by this maid's faith. I am, God help me, all unworthy; but your mirth is a deadly sin.

*Their faces fall. Dead silence. (S. 74)*

Der Archbishop, plötzlich todernst geworden, tadelt den Hof für sein Lachen, was sofortige Wirkung zeigt. Joan verrichtet somit wahrhaftig ein Wunder.

BLUEBEARD. My lord: we were laughing at her, not at you.

THE ARCHBISHOP. What? Not at my unworthiness but at her faith! Gilles de Rais: this maid prophesied that the blasphemer should be drowned in his sin--

JOAN [*distressed*] No!

THE ARCHBISHOP [*silencing her by a gesture*] I prophesy now that you will be hanged in yours if you do not learn when to laugh and when to pray. (S. 74)

Nun beginnt sogar sogar der Archbishop zu prophezeien, indem er nämlich sagt, dass Gilles des Rais, einer der großen Adeligen des Reiches und einer der tapfersten Männer, eines Tages für seine Verbrechen gehängt würde, was eine schier unerhörte Aussage darstellt.

Schließlich ist Joan mit Charles allein und versucht ihn zu überzeugen, sich als König zu zeigen und gegen die Engländer zu kämpfen.

JOAN. [...] And I come from God to tell thee to kneel in the cathedral and sol-

emnly give thy kingdom to Him for ever and ever, and become the greatest king in the world as His steward and His bailiff, His soldier and His servant. The very clay of France will become holy: her soldiers will be the soldiers of God: the rebel dukes will be rebels against God: the English will fall on their knees and beg thee let them return to their lawful homes in peace. (S. 78)

Selbst Joan hat mit ihren Argumenten einen schweren Stand gegen den mutlosen Dauphin.

Doch schließlich lässt er sich überzeugen und ruft die Adeligen zurück, um ihnen zu verkünden, dass er Joan den Oberbefehl über die Armee übergeben hat.

CHARLES *[rising]* I have given the command of the army to The Maid. The Maid is to do as she likes with it. *[He descends from the dais].*

*General amazement. La Hire, delighted, slaps his steel thigh-piece with his gauntlet.*

LA TRÉMOUILLE [*turning threateningly towards Charles*] What is this? I command the army.

*Joan quickly puts her hand on Charles's shoulder as he instinctively recoils. Charles, with a grotesque effort culminating in an extravagant gesture, snaps his fingers in the Chamberlain's face.*

JOAN. Thourt answered, old Gruff-and-Grum. [*Suddenly flashing out her sword as she divines that her moment has come*] Who is for God and His Maid? Who is for Orleans with me?

LA HIRE [*carried away, drawing also*] For God and His Maid! To Orleans!

ALL THE KNIGHTS [*following his lead with enthusiasm*] To Orleans!

*Joan, radiant, falls on her knees in thanksgiving to God. They all kneel, except the Archbishop, who gives his benediction with a sigh, and La Trémouille, who collapses, cursing. (S. 78f)*

La Hire stimmt in Joans Schlachtruf mit ein, und die Anderen folgen ihm – außer dem verstimmten La Trémouille, der bislang den Oberbefehlt hatte.

In der nächsten Szene befinden wir uns vor Orleans, wo der Bastard Dunois verzweifelt auf ein Wechseln des Windes wartet.

A SENTRY'S VOICE WESTWARD. Halt!  
Who goes there?

JOAN'S VOICE. The Maid.

DUNOIS. Let her pass. Hither, Maid! To me!

*Joan, in splendid armor, rushes in in a blazing rage. The wind drops; and the pennon flaps idly down the lance; but Dunois is too much occupied with Joan to notice it.*

JOAN [*bluntly*] Be you Bastard of Orleans?

DUNOIS [*cool and stern, pointing to his shield*] You see the bend sinister. Are you Joan the Maid?

JOAN. Sure.

DUNOIS. Where are your troops?

JOAN. Miles behind. They have cheated me. They have brought me to the wrong side of the river.

DUNOIS. I told them to.

JOAN. Why did you? The English are on the other side!

DUNOIS. The English are on both sides.

JOAN. But Orleans is on the other side. We must fight the English there. How can we cross the river?

DUNOIS [*grimly*] There is a bridge.

JOAN. In God's name, then, let us cross the bridge, and fall on them.

DUNOIS. It seems simple; but it cannot be done.

JOAN. Who says so?

DUNOIS. I say so; and older and wiser heads than mine are of the same opinion.

JOAN [*roundly*] Then your older and wiser heads are fatheads: they have made a fool of you; and now they want to make a fool of me too, bringing me to the wrong side of the river. Do you not know that I bring you better help than ever came to any general or any town?

DUNOIS [*smiling patiently*] Your own?

JOAN. No: the help and counsel of the King of Heaven. Which is the way to the bridge? (S. 81f)

Joans Truppen wurden auf die falsche Seite der Loire geleitet. Allerdings führt eine Brücke über den Fluss, doch diese wird von den Engländern gehalten und ist laut Dunois nicht zu erobern, weil am diesseitigen Ende der Brücke zwei starke, von den Engländern besetzte Forts liegen.

Dunois erkennt an, dass Joan Mut besitzt, aber mutige Männer hat er mehr als genug.

JOAN. I am not a daredevil: I am a servant of God. My sword is sacred: I found it behind the altar in the church of St Catherine, where God hid it for me; and I may not strike a blow with it. My heart is full of courage, not of anger. I will lead; and your men will follow: that is all I can do. But I must do it: you shall not stop me. (S. 83)

Dunois erklärt Joan, dass man die Forts nicht allein direkt angreifen kann, sondern dass man sie von auf Flößen gesetzte Kanonen zusätzlich unter Beschuss nehmen muss; aber gegen die Strömung und gegen

den widrigen Wind gleichzeitig zu anzu-kämpfen, das ist unmöglich.

Noch während Joan verspricht, St. Ca-therine zu bitten, dreht sich der Wind.

DUNOIS *[looking at the pennon]* The wind has changed. *[He crosses himself]* God has spoken. *[Kneeling and handing his baton to Joan]* You command the king's army. I am your soldier. (S. 84f)

Dunois ist überwältigt von diesem Wunder und übergibt Joan die Führung der Armee.

Joan will als erste die Sturmleiter erklimmen.

DUNOIS *[dragging her along with him]*  
For God and Saint Dennis!

THE PAGE *[shrilly]* The Maid! The Maid! God and The Maid! Hurray-ay-ay!  
*[He snatches up the shield and lance, and capers out after them, mad with excitement].* (S. 85)

In der nächsten Szene sprechen ein engli-scher Nobleman (Richard Beauchamp, 13th Earl of Warwick, 1382–1439) und ein

Chaplain (John Bowyer Spenser Neville de Stogumber, vermutlich fiktiv) über die die Niederlagen ihrer Armee.

THE CHAPLAIN. The matter, my lord, is that we English have been defeated.

THE NOBLEMAN. That happens, you know. It is only in history books and ballads that the enemy is always defeated.

THE CHAPLAIN. But we are being defeated over and over again. First, Orleans--

THE NOBLEMAN [*poohpoohing*] Oh, Orleans!

THE CHAPLAIN. I know what you are going to say, my lord: that was a clear case of witchcraft and sorcery. But we are still being defeated. Jargeau, Meung, Beaugency, just like Orleans. And now we have been butchered at Patay, and Sir John Talbot taken prisoner. [*He throws down his pen, almost in tears*] I feel it, my lord: I feel it very deeply. I cannot bear to see my countrymen defeated by a parcel of foreigners.

THE NOBLEMAN. Oh! you are an Englishman, are you?

THE CHAPLAIN. Certainly not, my lord: I am a gentleman. Still, like your lordship, I was born in England; and it makes a difference. (S. 86f)

Beide kämpfen für England, erachten sich aber als Franzosen; selbst der Chaplain, der in England geboren wurde, weigert sich, als gewöhnlicher Engländer angesehen zu werden. Zugleich erfahren wir, dass die Engländer Joan als Hexe betrachten.

Der Nobleman fürchtet weniger die Hexe als vielmehr den Bastard von Orleans.

THE CHAPLAIN. He is only a Frenchman, my lord.

THE NOBLEMAN. A Frenchman! Where did you pick up that expression? Are these Burgundians and Bretons and Picards and Gascons beginning to call themselves Frenchmen, just as our fellows are beginning to call themselves Englishmen? They actually talk of France and England as their countries. Theirs, if you please! What is to become

of me and you if that way of thinking comes into fashion?

THE CHAPLAIN. Why, my lord? Can it hurt us?

THE NOBLEMAN. Men cannot serve two masters. If this cant of serving their country once takes hold of them, goodbye to the authority of their feudal lords, and goodbye to the authority of the Church. That is, goodbye to you and me. (S. 87)

Der Chaplain spricht von dem Bastard als einem Franzosen, was dem Nobleman sehr missfällt, denn wenn der Nationalismus erst einmal in ihren Ländern Fuß fasst, dann ist es mit der Autorität der Lehensherrn und der Kirche vorbei.

Der Nobleman ist zuversichtlich, dass Monsieur Cauchon, der Bischof von Beauvais (Pierre Cauchon, 1371–1442), die Hexe verbrennen wird, worauf der Chaplain entgegnet, dass man sie zuerst haben müsste.

THE CHAPLAIN. You have first to catch her, my lord.

THE NOBLEMAN. Or buy her. I will offer a king's ransom.

THE CHAPLAIN. A king's ransom! For that slut!

THE NOBLEMAN. One has to leave a margin. Some of Charles's people will sell her to the Burgundians; the Burgundians will sell her to us; and there will probably be three or four middle-men who will expect their little commissions.

THE CHAPLAIN. Monstrous. It is all those scoundrels of Jews: they get in every time money changes hands. I would not leave a Jew alive in Christendom if I had my way.

THE NOBLEMAN. Why not? The Jews generally give value. They make you pay; but they deliver the goods. In my experience the men who want something for nothing are invariably Christians. (S. 88)

Der Bischof wird über die fatale Lage unterrichtet: Die Jungfrau wird den Dauphin in Reims krönen, ohne dass man es verhin-

dern kann, was die Lage der Franzosen  
besträchtlich verbessern wird.

WARWICK. Well, my Lord Bishop, you  
find us in one of our unlucky moments.  
Charles is to be crowned at Rheims,  
practically by the young woman from  
Lorraine; and--I must not deceive you,  
nor flatter your hopes-- we cannot pre-  
vent it. I suppose it will make a great  
difference to Charles's position.

CAUCHON. Undoubtedly. It is a mas-  
terstroke of The Maid's.

THE CHAPLAIN *[again agitated]* We  
were not fairly beaten, my lord. No Eng-  
lishman is ever fairly beaten.

*Cauchon raises his eyebrow slightly, then  
quickly composes his face. (S. 89)*

Der Chaplain erweist sich als ultrapatrioti-  
scher, wenn auch ein wenig einfältiger Eng-  
länder.

Während der Chaplain felsenfest über-  
zeugt ist, dass jedes Gericht der Welt Joan  
verurteilen muss, ist sich der Bischof nicht  
so sicher, denn die Richter sind immerhin  
Franzosen.

CAUCHON. We shall have to consider not merely our own opinions here, but the opinions--the prejudices, if you like--of a French court.

WARWICK *[correcting]* A Catholic court, my lord.

CAUCHON. Catholic courts are composed of mortal men, like other courts, however sacred their function and inspiration may be. And if the men are Frenchmen, as the modern fashion calls them, I am afraid the bare fact that an English army has been defeated by a French one will not convince them that there is any sorcery in the matter.

THE CHAPLAIN. What! Not when the famous Sir Talbot himself has been defeated and actually taken prisoner by a drab from the ditches of Lorraine!

CAUCHON. Sir John Talbot, we all know, is a fierce and formidable soldier, Messire; but I have yet to learn that he is an able general. And though it pleases you to say that he has been defeated by this girl, some of us may be disposed to give a little of the credit to Dunois.

THE CHAPLAIN [*contemptuously*] The  
Bastard of Orleans! (S. 90)

Offenbar glaubt der aufklärerisch denkende Bischof nicht an die Kraft von Hexerei, sondern zweifelt vielmehr an der Feldherrnkunst des englischen Anführers Sir John Talbot (John Talbot, 1st Earl of Shrewsbury, 1st Earl of Waterford, 7th Baron Talbot, 1387–1453).

THE CHAPLAIN [*chafing*] My lord: at Orleans this woman had her throat pierced by an English arrow, and was seen to cry like a child from the pain of it. It was a death wound; yet she fought all day; and when our men had repulsed all her attacks like true Englishmen, she walked alone to the wall of our fort with a white banner in her hand; and our men were paralyzed, and could neither shoot nor strike whilst the French fell on them and drove them on to the bridge, which immediately burst into flames and crumbled under them, letting them down into the river, where they were drowned in heaps. Was this

your bastard's generalship? or were those flames the flames of hell, conjured up by witchcraft? (S. 90f)

Der Chaplain berichtet vom Hergang der Schlacht um Orleans. Der Bischof antwortet darauf, dass auf der Fahne der Jungfrau die Namen von Jesus und Mutter Maria geschrieben waren, während sogar die meisten englischen Soldaten glauben, dass der Captain der Festung wegen seiner blasphemischen Flüche ertrank.

Der Bischof betont, dass es dem Teufel nicht um die Seele einer Landmädchen geht, sondern um den Sturz der gesamten Katholischen Kirche.

CAUCHON. If the devil wanted to damn a country girl, do you think so easy a task would cost him the winning of half a dozen battles? No, my lord: any trumpery imp could do that much if the girl could be damned at all. The Prince of Darkness does not condescend to such cheap drudgery. When he strikes, he strikes at the Catholic Church, whose realm is the whole spiritual world.

When he damns, he damns the souls of the entire human race. Against that dreadful design The Church stands ever on guard. And it is as one of the instruments of that design that I see this girl. She is inspired, but diabolically inspired.

THE CHAPLAIN. I told you she was a witch.

CAUCHON *[fiercely]* She is not a witch.  
She is a heretic. (S. 91f)

Nach der Auffassung des aufgeklärten Bischofs ist Joan keine Hexe, sondern eine Häretikerin, was keinerlei Beweises übernatürlicher Kräfte bedarf, was insofern problematisch wäre, als sich alle ihre Wunder, die sie selbst nicht als solche bezeichnet, durch natürliche Ursachen erklären lassen, wohingegen sich der Vorwurf der Häresie allein an den Aussagen des Mädchens festmachen lässt.

Verbrannt muss die Jungfrau also werden, aber der Bischof wäscht seine Hände in Unschuld, da die Kirche eine Häretikerin nur aus der Gemeinschaft ausschließt und dem weltlichen Arm der Gerechtigkeit

übergibt. Warwick ist hocherfreut und fordert den Bischof auf, ans Werk zu schreiten; das Verbrennen werde er dann schon übernehmen.

CAUCHON. [...] No, my lord: the soul of this village girl is of equal value with yours or your king's before the throne of God; and my first duty is to save it. I will not suffer your lordship to smile at me as if I were repeating a meaningless form of words, and it were well understood between us that I should betray the girl to you. I am no mere political bishop: my faith is to me what your honor is to you; and if there be a loophole through which this baptized child of God can creep to her salvation, I shall guide her to it.

THE CHAPLAIN *[rising in a fury]* You are a traitor.

CAUCHON *[springing up]* You lie, priest. *[Trembling with rage]* If you dare do what this woman has done--set your country above the holy Catholic Church--you shall go to the fire with her.

THE CHAPLAIN. My lord: I—I went too far. I—[he sits down with a submissive gesture]. (S. 93)

Aber der Bischof will sich nicht für weltliche Intrigen hergeben. Nein, seine Aufgabe ist es, die Seele des Mädchen zu retten, wenn es nur möglich ist. Er kann diese Aussage nicht wirklich ernst meinen, sondern will damit nur den Ruf der Kirche als gütige Hüterin ihrer Schäflein wahren; er ist sich offenbar sehr sicher, dass er Mittel und Wege finden wird, die Härtikerin auf ihre Ansichten festzunageln.

Man einigt sich darauf, alles zu unternehmen, um die Seele des Mädchens zu retten – ihr Körper spielt dabei nur eine nachrangige Rolle.

THE CHAPLAIN. It is only this. I speak under correction; but The Maid is full of deceit: she pretends to be devout. Her prayers and confessions are endless. How can she be accused of heresy when she neglects no observance of a faithful daughter of The Church?

CAUCHON [*flaming up*] A faithful daughter of The Church! The Pope himself at his proudest dare not presume as this woman presumes. She acts as if she herself were The Church. She brings the message of God to Charles; and The Church must stand aside. She will crown him in the cathedral of Rheims: she, not The Church! She sends letters to the king of England giving him God's command through her to return to his island on pain of God's vengeance, which she will execute. Let me tell you that the writing of such letters was the practice of the accursed Mahomet, the anti-Christ. Has she ever in all her utterances said one word of The Church? Never. It is always God and herself.  
(S. 94f)

Was den Bischof so sehr erzürnt wider die Jungfrau, ist nicht ihr fester Glaube, sondern dass sie behauptet, in unmittelbarem Kontakt mit Gott und seinen Heiligen zu stehen, ohne die Vermittlung der Kirche – das ist die unverzeihlichste aller Sünden. Cauchon führt als Beispiele Hus, WcLeef

und Mahomet an, die sich anmaßten, den Willen Gottes zu verkünden, und erläutert das Unheil, das sie über die Kirche brachten.

Der Chaplain schließlich erweist sich wieder einmal als hartköpfiger Engländer.

WARWICK. I am a soldier, not a churchman. As a pilgrim I saw something of the Mahometans. They were not so ill-bred as I had been led to believe. In some respects their conduct compared favorably with ours.

CAUCHON [*displeased*] I have noticed this before. Men go to the East to convert the infidels. And the infidels pervert them. The Crusader comes back more than half a Saracen. Not to mention that all Englishmen are born heretics.

THE CHAPLAIN. Englishmen heretics!!!  
[Appealing to Warwick] My lord: must we endure this? His lordship is beside himself. How can what an Englishman believes be heresy? It is a contradiction in terms.

CAUCHON. I absolve you, Messire de Stogumber, on the ground of invincible ignorance. The thick air of your country does not breed theologians. (S. 96)

Warwick hat seine eigenen Vorbehalte gegen die Jungfrau.

WARWICK. Her idea is that the kings should give their realms to God, and then reign as God's bailiffs.

CAUCHON [*not interested*] Quite sound theologically, my lord. But the king will hardly care, provided he reign. It is an abstract idea: a mere form of words.

WARWICK. By no means. It is a cunning device to supersede the aristocracy, and make the king sole and absolute autocrat. Instead of the king being merely the first among his peers, he becomes their master. That we cannot suffer: we call no man master. Nominally we hold our lands and dignities from the king, because there must be a key-stone to the arch of human society; but we hold our lands in our own hands, and defend them with our own swords

and those of our own tenants. Now by  
The Maid's doctrine the king will take  
our lands--our lands!--and make them a  
present to God; and God will then vest  
them wholly in the king. (S. 97)

Warwick fürchtet, die Jungfrau könnte das Konzept des Absolutismus fördern, dass der König nämlich Kraft der Gnade Gottes über das Land regiert, anstatt aufgrund der Duldung der Herzöge, die gegenwärtig die wahre Macht in Händen halten. Der Bischof dagegen findet die Vorstellung, nicht die Lords, sondern die Bischöfe hätten das Ohr des Königs, nicht so unvoreilhaft. Was Warwick und den Bischof schließlich eint, ist die Befürchtung, die Jungfrau könnte sowohl die Kirche als auch den Adel entmachten. Der naive Chaplain schließlich wiederholt seinen Vorwurf der Hexerei. Alle drei sind sich einig, dass Joan sterben muss, wenn auch aus verschiedenen Gründen.

WARWICK *[rising]* My lord: we seem to  
be agreed.

CAUCHON *[rising also, but in protest]* I  
will not imperil my soul. I will uphold

the justice of the Church. I will strive to the utmost for this woman's salvation.

WARWICK. I am sorry for the poor girl. I hate these severities. I will spare her if I can.

THE CHAPLAIN [*implacably*] I would burn her with my own hands.

CAUCHON [*blessing him*] Sancta simplicitas! (S. 100)

Warwick und Cauchon heucheln, die Jungfrau retten zu wollen, wenn es nur möglich sei; nur der Chaplain äußert seinen Hass auf Joan unverblümt.

In der nächsten Szene finden wir Joan in der Kathedrale von Reims. Die Krönung des Königs hat eben stattgefunden, und Dunois verlangt von ihr, dass sie sich mit Charles vom Volk feiern lässt, was sie jedoch ablehnt.

Joan versteht nicht, dass sie nun, da ihre Mission erfüllt ist, von allen Hochstehenden abgelehnt wird.

JOAN. Why do all these courtiers and knights and churchmen hate me? What have I done to them? I have asked noth-

ing for myself except that my village shall not be taxed; for we cannot afford war taxes. I have brought them luck and victory: I have set them right when they were doing all sorts of stupid things: I have crowned Charles and made him a real king; and all the honors he is handing out have gone to them. Then why do they not love me?

DUNOIS *[rallying her]* Sim-ple-ton! Do you expect stupid people to love you for shewing them up? Do blundering old military dug-outs love the successful young captains who supersede them? Do ambitious politicians love the climbers who take the front seats from them? Do archbishops enjoy being played off their own altars, even by saints? Why, I should be jealous of you myself if I were ambitious enough. (S. 101f)

Man hat Joan nicht erlaubt, Paris anzugreifen, und selbst der König ist froh, wenn sie zurück in ihr Heimatdorf geht. Während Joan prophezeit, dass sie nur noch ein Jahr zu leben hat, ist Dunois zuversichtlich, die Engländer gänzlich vertreiben zu können.

JOAN. Jack: do you think you will be able to drive them out?

DUNOIS [*with quiet conviction*] Yes: I shall drive them out. They beat us because we thought battles were tournaments and ransom markets. We played the fool while the goddams took war seriously. But I have learnt my lesson, and taken their measure. They have no roots here. I have beaten them before; and I shall beat them again. (S. 104f)

Dunois ist überzeugt, die Engländer besiegen zu können. Die Schwäche der Franzosen war, so argumentiert er, dass sie den Krieg wie ein Turnier führten, während die Engländer ernsthaft kämpften; doch die Einstellung der Franzosen habe sich hier grundlegend geändert.

Charles und der Archbishop wollen Frieden schließen, um das halten zu können, was Frankreich gewonnen hat, aber Joan drängt auf die Weiterführung des Krieges, weil Gott auf ihrer Seite ist.

DUNOIS. I think that God was on your side; for I have not forgotten how the

wind changed, and how our hearts changed when you came; and by my faith I shall never deny that it was in your sign that we conquered. But I tell you as a soldier that God is no man's daily drudge, and no maid's either. If you are worthy of it He will sometimes snatch you out of the jaws of death and set you on your feet again; but that is all: once on your feet you must fight with all your might and all your craft. For He has to be fair to your enemy too: dont forget that. Well, He set us on our feet through you at Orleans; and the glory of it has carried us through a few good battles here to the coronation. But if we presume on it further, and trust to God to do the work we should do ourselves, we shall be defeated; and serve us right! (S. 107)

Dunois hält dagegen, dass man nicht unablässig die Hilfe Gottes beanspruchen darf, weil Gott aus Gründen der Gerechtigkeit auch seinen anderen Schäflein helfen muss. Die Zeit der Wunder ist für Frankreich vor-

bei, jetzt hilft nur noch besonnene Kriegskunst.

Joan argumentiert dagegen, dass man den Rittern ihre überholte Art des Kämpfens nie abgewöhnen werde; sie vertraue ganz auf das gewöhnliche Volk, das ihr geholfen haben, Orleans zu befreien.

BLUEBEARD *[offended]* Not content with being Pope Joan, you must be Caesar and Alexander as well.

THE ARCHBISHOP. Pride will have a fall, Joan.

JOAN. Oh, never mind whether it is pride or not: is it true? is it commonsense? (S. 108)

La Hire unterstützt Joans Argumentation – aber La Hire ist kein Strateg, sondern ein Hitzkopf.

Dunois erklärt, dass er durchaus die neue Art des Kämpfens übernommen hat, dass er aber auch die Gefahren und Verluste sieht, die ein Angriff mit sich bringt.

DUNOIS. I know all that. I do not fight in the old way: I have learnt the lesson

of Agincourt, of Poitiers and Crecy. I know how many lives any move of mine will cost; and if the move is worth the cost I make it and pay the cost. But Joan never counts the cost at all: she goes ahead and trusts to God: she thinks she has God in her pocket. Up to now she has had the numbers on her side; and she has won. But I know Joan; and I see that some day she will go ahead when she has only ten men to do the work of a hundred. And then she will find that God is on the side of the big battalions. She will be taken by the enemy. And the lucky man that makes the capture will receive sixteen thousand pounds from the Earl of Ouareek.

JOAN *[flattered]* Sixteen thousand pounds! Eh, laddie, have they offered that for me? There cannot be so much money in the world.

DUNOIS. There is, in England. (S. 109)

Die Engländer haben ein ungeheures Kopfgeld auf Joan ausgesetzt, und Dunois prophezeite, dass es sich früher oder später jemand holen wird. Und er selbst, so sehr er

Joan als Kampfgefährtin schätzt, wird nicht das Leben seiner Soldaten aufs Spiel setzen, um sie zu befreien – und auch kein weiterer der Anwesenden will das wagen.

THE ARCHBISHOP. Woman: they will drag you through the streets, and burn you as a witch.

JOAN [*running to him*] Oh, my lord, do not say that. It is impossible. I a witch!

THE ARCHBISHOP. Peter Cauchon knows his business. (S. 110)

Joan widersetzt sich allen: Sie wird niemals aufhören zu kämpfen, solange noch Teile Frankreichs besetzt sind, auch wenn ihr niemand mehr zur Seite steht.

JOAN. [...] Well, my loneliness shall be my strength too; it is better to be alone with God; His friendship will not fail me, nor His counsel, nor His love. In His strength I will dare, and dare, and dare, until I die. I will go out now to the common people, and let the love in their eyes comfort me for the hate in yours. You will all be glad to see me

burnt; but if I go through the fire I shall go through it to their hearts for ever and ever. And so, God be with me!  
(S. 112)

Joan verlässt die Kathedrale, um sich schließlich doch vom Volk feiern zu lassen.

BLUEBEARD. You know, the woman is quite impossible. I dont dislike her, really; but what are you to do with such a character?

DUNOIS. As God is my judge, if she fell into the Loire I would jump in in full armor to fish her out. But if she plays the fool at Compiègne, and gets caught, I must leave her to her doom.

LA HIRE. Then you had better chain me up; for I could follow her to hell when the spirit rises in her like that.

THE ARCHBISHOP. She disturbs my judgment too: there is a dangerous power in her outbursts. But the pit is open at her feet; and for good or evil we cannot turn her from it.

CHARLES. If only she would keep quiet, or go home! *They follow her dispiritedly.* (S. 112f)

In der nächsten Szene finden wir uns im Gerichtssaal wieder, wo zwei hohe Stühle für die Vorsitzenden bereitgestellt sind: Cauchon, Bischof von Beauvais und Bruder John Lemaître (Jean Le Maistre, Vize-Inquisitor von Rouen, Lebensdaten unbekannt) vom Orden der Dominikaner, in Vertretung des Oberhaupts der Heiligen Inquisition. Warwick trifft die Beiden zu einer kurzen Besprechung; er wird zudem Canon John D'Estivet (Jean d'Estivet, genannt Bénédicité, Lebensdaten unbekannt), dem Ankläger, vorgestellt. Neun Monate sind bereits vergangen, seit Joan bei Compiègne von den Burgundern gefangen genommen wurde, und vier Monate, seit sie Warwick für ein fürstliches Lösegeld gekauft hat.

Die Jungfrau ist bereits fünfzehnmal befragt worden, und der Inquisitor ist sich nun sicher, dass ein schwerer Fall von Häresie vorliegt. Doch soll der Prozess gerecht werden; von Drohungen englischer Solda-

ten, Begünstiger der Jungfrau zu ersäufen, will man sich nicht einschüchtern lassen.

THE INQUISITOR *[returning]* Never has there been a fairer examination within my experience, my lord. The Maid needs no lawyers to take her part: she will be tried by her most faithful friends, all ardently desirous to save her soul from perdition. (S. 116)

D'Estivet bekräftigt die Einstellung des Gerichts noch einmal.

Men have dared to say that we are acting from hate; but God is our witness that they lie. Have we tortured her? No. Have we ceased to exhort her; to implore her to have pity on herself; to come to the bosom of her Church as an erring but beloved child? Have we--

CAUCHON *[interrupting drily]* Take care, Canon. All that you say is true; but if you make his lordship believe it I will not answer for your life, and hardly for my own.

WARWICK [*deprecating, but by no means denying*] Oh, my lord, you are very hard on us poor English. But we certainly do not share your pious desire to save The Maid: in fact I tell you now plainly that her death is a political necessity which I regret but cannot help. If the Church lets her go--

CAUCHON [*with fierce and menacing pride*] If the Church lets her go, woe to the man, were he the Emperor himself, who dares lay a finger on her! The Church is not subject to political necessity, my lord.

THE INQUISITOR [*interposing smoothly*] You need have no anxiety about the result, my lord. You have an invincible ally in the matter: one who is far more determined than you that she shall burn.

WARWICK. And who is this very convenient partisan, may I ask?

THE INQUISITOR. The Maid herself. Unless you put a gag in her mouth you cannot prevent her from convicting herself ten times over every time she opens it.

D'ESTIVET. That is perfectly true, my lord. My hair bristles on my head when I hear so young a creature utter such blasphemies.

WARWICK. Well, by all means do your best for her if you are quite sure it will be of no avail. *[Looking hard at Cauchon]* I should be sorry to have to act without the blessing of the Church.

CAUCHON *[with a mixture of cynical admiration and contempt]* And yet they say Englishmen are hypocrites! You play for your side, my lord, even at the peril of your soul. I cannot but admire such devotion; but I dare not go so far myself. I fear damnation.

WARWICK. If we feared anything we could never govern England, my lord.  
(S. 117f)

Das Gericht will einerseits unbedingt unparteiisch, ja sogar sympathisierend erscheinen, will aber andererseits die Jungfrau um jeden Preis zum Tod verurteilen. Dieser Widerspruch ist leicht zu lösen, denn Joan geht kein Jota von ihren Ansichten ab, so sehr man ihr auch zuredet. Nebenbei be-

kundet Warwick, dass man in England weder Gott noch den Teufel fürchten dürfe, wenn man dieses Land regieren wolle.

Die Verhandlung soll beginnen, und gleich zu Beginn beschwert sich Master des Courcelles, Canon von Paris (Thomas de Courcelles, 1400–1469), beim Inquisitor.

COURCELLES. My lord; we have been at great pains to draw up an indictment of The Maid on sixty-four counts. We are not told that they have been reduced, without consulting us.

THE INQUISITOR. Master de Courcelles: I am the culprit. I am overwhelmed with admiration for the zeal displayed in your sixty-four counts; but in accusing a heretic, as in other things, enough is enough. Also you must remember that all the members of the court are not so subtle and profound as you, and that some of your very great learning might appear to them to be very great nonsense. Therefore I have thought it well to have your sixty-four articles cut down to twelve--

COURCELLES [*thunderstruck*] Twelve!!!

THE INQUISITOR. Twelve will, believe me, be quite enough for your purpose.  
(S. 118f)

Der gute Courcelles hat zusammen mit dem Chaplain sage und schreibe vierundsechzig Anklagepunkte zusammengeschrieben, die der Inquisitor auf ganze zwölf zusammengestrichen hat.

THE CHAPLAIN. But some of the most important points have been reduced almost to nothing. For instance, The Maid has actually declared that the blessed saints Margaret and Catherine, and the holy Archangel Michael, spoke to her in French. That is a vital point.

THE INQUISITOR. You think, doubtless, that they should have spoken in Latin?

CAUCHON. No: he thinks they should have spoken in English.

THE CHAPLAIN. Naturally, my lord.  
(S. 119)

Ein wichtiger und dennoch fallengelassener Punkt ist beispielsweise, dass die Jungfrau

behauptet, die Heiligen hätten zur ihr auf Französisch gesprochen, während sie doch nach Meinung des Chaplains ausschließlich auf Englisch hätten sprechen müssen.

THE INQUISITOR. Well, as we are all here agreed, I think, that these voices of The Maid are the voices of evil spirits tempting her to her damnation, it would not be very courteous to you, Master de Stogumber, or to the King of England, to assume that English is the devil's native language. So let it pass. The matter is not wholly omitted from the twelve articles. Pray take your places, gentlemen; and let us proceed to business. (S. 119)

Der überaus kluge Inquisitor hat darauf die passende Antwort, dass nämlich die Stimmen, die Joan hört, die Stimmen von Teufeln sind, und es daher nicht sehr höflich gegenüber dem König von England wäre, wenn man fordern würde, sie müssten Englisch sprechen.

Der junge Dominikaner Bruder Martin Ladvenu fragt ganz arglos, ob das, was die

Jungfrau getan habe, nicht dem gleichen, was viele Heiligen getan hätten. Der Inquisitor belehrt ihn daraufhin, dass die Kirche strengstens alle Eigenwilligkeiten unter ihren Schäflein unterdrücken müsse, wolle sie nicht einer Vielzahl von Häresien Vorschub leisten, wie heiligenmäßig deren Vertreter auch erscheinen mögen. Ganz besonders treffe dies auf Joan zu, die den harmlossten und frömmsten Eindruck mache, aber mit ihrem Beharren auf ihre Eingebungen die Autorität der Kirche untergrabe. Und während man früher Häretiker kurzerhand ohne Prozess gesteinigt habe, würde nun jedem das Leben geschenkt, der seinen Irrtum bekenne und reumüttig in den Schoß der Kirche zurückkehre.

Cauchon fügt hinzu, dass frühere Heresien so verrückt und abseitig waren, dass sie bald von selbst erloschen sind; aber jetzt erhebe der Individualismus sein schwarzes Haupt, demzufolge jeder Gläubige für sich selbst verantwortlich sei, und dieser Irrglaube sei äußerst schwer zu unterdrücken.

CAUCHON. [...] The mighty structure  
of Catholic Christendom will never be

shaken by naked madmen or by the sins of Moab and Ammon. But it may be betrayed from within, and brought to barbarous ruin and desolation, by this arch heresy which the English Commander calls Protestantism.

THE ASSESSORS *[whispering]* Protestantism! What was that? What does the Bishop mean? Is it a new heresy? The English Commander, he said. Did you ever hear of Protestantism? etc., etc. (S. 124)

Diese neue Heräsie, in England Protestantismus genannt, ist die gefährlichste von allen.

Joan, in Fußfesseln, wird hereingeführt.

D'ESTIVET. You tried to escape?

JOAN. Of course I did; and not for the first time either. If you leave the door of the cage open the bird will fly out.

D'ESTIVET *[rising]* That is a confession of heresy. I call the attention of the court to it.

JOAN. Heresy, he calls it! Am I a heretic because I try to escape from prison?

D'ESTIVET. Assuredly, if you are in the hands of the Church, and you wilfully take yourself out of its hands, you are deserting the Church; and that is heresy.

JOAN. It is great nonsense. Nobody could be such a fool as to think that.

D'ESTIVET. You hear, my lord, how I am reviled in the execution of my duty by this woman. *[He sits down indignantly].* (S. 126)

Wie man sieht, hat Joan nicht nur keinerlei Respekt vor dem hohen Gericht, sondern benennt jegliche Dummheit seiner Vertreter sogleich als eine solche.

Joan hat bereits geschworen, die Wahrheit zu sagen, sich aber vorbehalten, das zu verschweigen, was Gott ihr zu offenbaren verboten hat. Der Inquisitor erinnert sie an die Möglichkeit der Folter.

JOAN. If you tear me limb from limb until you separate my soul from my body you will get nothing out of me beyond what I have told you. What more is there to tell that you could under-

stand? Besides, I cannot bear to be hurt; and if you hurt me I will say anything you like to stop the pain. But I will take it all back afterwards; so what is the use of it?

LADVENU. There is much in that. We should proceed mercifully.

COURCELLES. But the torture is customary. (S. 127)

Cauchon fragt Joan, ob sie bereit ist, sich gehorsam der Kirche zu unterwerfen.

JOAN. If you command me to declare that all that I have done and said, and all the visions and revelations I have had, were not from God, then that is impossible: I will not declare it for anything in the world. What God made me do I will never go back on; and what He has commanded or shall command I will not fail to do in spite of any man alive. That is what I mean by impossible. And in case the Church should bid me do anything contrary to the command I have from God, I will not consent to it, no matter what it may be.

THE ASSESSORS [*shocked and indignant*] Oh! The Church contrary to God! What do you say now? Flat heresy. This is beyond everything, etc., etc.

D'ESTIVET [*throwing down his brief*] My lord: do you need anything more than this?

CAUCHON. Woman: you have said enough to burn ten heretics. Will you not be warned? Will you not understand? (S. 129)

Joan ist bereit, der Kirche zu gehorchen, sofern deren Befehle nicht denen Gottes widersprächen – was ganz ohne Zweifel offene Häresie darstellt.

D'ESTIVET. Then your voices command you not to submit yourself to the Church Militant?

JOAN. My voices do not tell me to disobey the Church; but God must be served first.

CAUCHON. And you, and not the Church, are to be the judge?

JOAN. What other judgment can I judge by but my own?

THE ASSESSORS [*scandalized*] Oh! [*They cannot find words*]. (S. 130)

Insbesondere Ladvenu bittet Joan, sich zu besinnen, doch sie bleibt hart.

Dann allerdings erfährt sie, dass der Scheiterhaufen schon hergerichtet wurde und dass sie im selben Augenblick, da das Gericht sein Urteil fällt, hinausgeführt wird.

THE EXECUTIONER. It is. In the market-place. The English have built it too high for me to get near her and make the death easier. It will be a cruel death.

JOAN [*horrified*] But you are not going to burn me now?

THE INQUISITOR. You realize it at last.

LADVENU. There are eight hundred English soldiers waiting to take you to the market-place the moment the sentence of excommunication has passed the lips of your judges. You are within a few short moments of that doom.

JOAN [*looking round desperately for rescue*] Oh God!

LADVENU. Do not despair, Joan. The Church is merciful. You can save yourself.

JOAN [*hopefully*] Yes, my voices promised me I should not be burnt. St Catherine bade me be bold.

CAUCHON. Woman: are you quite mad? Do you not yet see that your voices have deceived you?

JOAN. Oh no: that is impossible.

CAUCHON. Impossible! They have led you straight to your excommunication, and to the stake which is there waiting for you. (S. 133f)

Die Stimmen haben Joan versprochen, dass ihr keine Gefahr droht – doch nun muss Joan sehen, dass dem nicht so ist.

LADVENU [*pressing the point hard*] Have they kept a single promise to you since you were taken at Compiègne? The devil has betrayed you. The Church holds out its arms to you.

JOAN [*despairing*] Oh, it is true: it is true: my voices have deceived me. I have been mocked by devils: my faith is

broken. I have dared and dared; but only a fool will walk into a fire: God, who gave me my commonsense, cannot will me to do that. (S. 134)

Nun zweifelt Joan erstmals an ihren Stimmen und bekennt, dass sie vom Teufel stammen könnten.

Die Aussicht, dass Joan widerrufen könnte, empört den Chaplain auf Äußerste.

THE CHAPLAIN [*rising, purple with fury*] I know that there is no faith in a Frenchman. [*Tumult, which he shouts down*]. I know what my lord the Cardinal of Winchester will say when he hears of this. I know what the Earl of Warwick will do when he learns that you intend to betray him. There are eight hundred men at the gate who will see that this abominable witch is burnt in spite of your teeth. (S. 134)

Der Chaplain schwört, dass die achthundert englischen Soldaten, die das Gericht bewachen, Joan in jedem Fall auf den Scheiter-

haufen schleppen warden, Gerichtsurteil hin oder her.

Joan unterzeichnet ihr Schuldbekenntnis, weil ihr bewusst ist, dass sie von ihren Stimmen getäuscht wurde. Daraufhin erklärt ihr der Inquisitor, dass sie zu lebenslanger Haft verurteilt werde.

JOAN *[rising in consternation and terrible anger]* Perpetual imprisonment! Am I not then to be set free?

LADVENU *[mildly shocked]* Set free, child, after such wickedness as yours! What are you dreaming of?

JOAN. Give me that writing. *[She rushes to the table; snatches up the paper; and tears it into fragments]* Light your fire: do you think I dread it as much as the life of a rat in a hole? My voices were right. (S. 137)

Joan zerreißt ihr Geständnis – lieber will sie jetzt sogleich auf dem Scheiterhaufen sterben, als lebenslang im Kerker zu liegen. Wasser und Brot könnte sie ertragen, aber nie wieder das Licht des Tages zu sehen, nie wieder Felder und Wälder, das ist für

sie unvorstellbar. Nun ist ihr klar geworden, sagt sie laut und deutlich, dass ihre Stimmen recht hatten, als sie die Richter für Lügner und Betrüger erklärt.

JOAN. [...] I know that your counsel is of the devil, and that mine is of God.

THE ASSESSORS *[in great commotion]*  
Blasphemy! blasphemy! She is possessed. She said our counsel was of the devil. And hers of God. Monstrous! The devil is in our midst, etc., etc.

D'ESTIVET *[shouting above the din]* She is a relapsed heretic, obstinate, incorrigible, and altogether unworthy of the mercy we have shewn her. I call for her excommunication.

THE CHAPLAIN *[to the Executioner]*  
Light your fire, man. To the stake with her.

*The Executioner and his assistants hurry out through the courtyard.*

LADVENU. You wicked girl: if your counsel were of God would He not deliver you?

JOAN. His ways are not your ways. He wills that I go through the fire to His

bosom; for I am His child, and you are not fit that I should live among you. That is my last word to you. (S. 138)

Damit ist Joan eine rückfällige Ketzerin geworden und unwiderruflich zum Tod bestimmt. Wenn das Gottes Wille sei, dann werde sie sich ihm fügen, sagt sie.

Es folgt der offizielle Ausschluss von Joan aus der Gemeinschaft der Kirche.

CAUCHON. We decree that thou art a relapsed heretic.

THE INQUISITOR. Cast out from the unity of the Church.

CAUCHON. Sundered from her body.

THE INQUISITOR. Infected with the leprosy of heresy.

CAUCHON. A member of Satan.

THE INQUISITOR. We declare that thou must be excommunicate.

CAUCHON. And now we do cast thee out, segregate thee, and abandon thee to the secular power.

THE INQUISITOR. Admonishing the same secular power that it moderate its judgment of thee in respect of death

and division of the limbs. [*He resumes his seat*]. (S. 138)

Auf Anweisung des Chaplains schleppen die Soldaten Joan sogleich fort, was der Gerichtsordnung widerspricht. Cauchon und der Inquisitor bleiben zurück.

CAUCHON. These English are impossible: they will thrust her straight into the fire. Look!

*He points to the courtyard, in which the glow and flicker of fire can now be seen reddening the May daylight. Only the Bishop and the Inquisitor are left in the court.*

CAUCHON [*turning to go*] We must stop that.

THE INQUISITOR [*calmly*] Yes; but not too fast, my lord. (S. 139)

Der Inquisitor rät dazu, gegen das Vorgehen der Soldaten zu protestieren, es jedoch nicht zu unterbinden, denn es sei nur günstig, wenn sich die Engländer ins Unrecht setzten.

CAUCHON [*relaxing*] That is true. But I suppose we must see this dreadful thing through.

THE INQUISITOR. One gets used to it. Habit is everything. I am accustomed to the fire: it is soon over. But it is a terrible thing to see a young and innocent creature crushed between these mighty forces, the Church and the Law.

CAUCHON. You call her innocent!

THE INQUISITOR. Oh, quite innocent. What does she know of the Church and the Law? She did not understand a word we were saying. It is the ignorant who suffer. Come, or we shall be late for the end. (S. 139f)

Der Inquisitor erklärt, dass er die Jungfrau für unschuldig hält, weil ihre einzige Schuld ihre Naivität und Ungebildetheit ist. Wenig später kommt Warwick hinzu.

Die Exekution ist schließlich vorbei, und als erster kehrt der Chaplain zurück.

WARWICK. Hallo: some attendance here! [*Silence*]. Hallo, there! [*Silence*]. Hallo! Brian, you young blackguard,

where are you? [Silence]. Guard! [Silence]. They have all gone to see the burning: even that child.

*The silence is broken by someone frantically howling and sobbing.*

WARWICK. What in the devil's name--?

*The Chaplain staggers in from the courtyard like a demented creature, his face streaming with tears, making the piteous sounds that Warwick has heard. He stumbles to the prisoner's stool, and throws himself upon it with heartrending sobs.*

WARWICK [*going to him and patting him on the shoulder*] What is it, Master John? What is the matter?

THE CHAPLAIN [*clutching at his hand*] My lord, my lord: for Christ's sake pray for my wretched guilty soul.

WARWICK [*soothing him*] Yes, yes: of course I will. Calmly, gently--

THE CHAPLAIN [*blubbering miserably*] I am not a bad man, my lord.

WARWICK. No, no: not at all.

THE CHAPLAIN. I meant no harm. I did not know what it would be like.

WARWICK [*hardening*] Oh! You saw it, then?

THE CHAPLAIN. I did not know what I was doing. I am a hotheaded fool; and I shall be damned to all eternity for it.  
(S. 140f)

Gerade jener Chaplain, der es nicht erwartet hatte, die Hexe brennen zu sehen, ist zutiefst geschockt von dem grausigen Hergang der Hinrichtung; er beteuert, wegen seiner Mitschuld für immer verdammt zu sein.

THE CHAPLAIN [*lamentably*] I let them do it. If I had known, I would have torn her from their hands. You don't know: you havnt seen: it is so easy to talk when you dont know. You madden yourself with words: you damn yourself because it feels grand to throw oil on the flaming hell of your own temper. But when it is brought home to you; when you see the thing you have done; when it is blinding your eyes, stifling your nostrils, tearing your heart, then--then--[*Falling on his knees*] O God, take

away this sight from me! O Christ, deliver me from this fire that is consuming me! She cried to Thee in the midst of it: Jesus! Jesus! Jesus! She is in Thy bosom; and I am in hell for evermore.  
(S. 141)

Bruder Ladvenu kommt als nächster und berichtet, dass er der Delinquentin ein Kreuz hinhielt, um sie in ihrer schweren Stunde zu bestärken. Doch Joan bat ihn, zurückzutreten, um sich nicht zu verbrennen. Daher ist Ladvenu überzeugt, dass die Geschichte von Joan nicht zu Ende ist, sondern erst begonnen hat.

Der Chaplain droht damit, sich aufzuhängen, und Warwick befiehlt Ladvenu ihm nachzueilen, um eine solche Dummheit zu verhindern.

Als Letzter kommt der Henker, der zu berichten hat, dass Joan zu Asche verbrannte – außer ihrem Herz, das nicht brennen wollte.

WARWICK. Well, fellow: who are you?  
THE EXECUTIONER [*with dignity*] I am  
not addressed as fellow, my lord. I am

the Master Executioner of Rouen: it is a highly skilled mystery. I am come to tell your lordship that your orders have been obeyed.

WARWICK. I crave your pardon, Master Executioner; and I will see that you lose nothing by having no relics to sell. I have your word, have I, that nothing remains, not a bone, not a nail, not a hair?

THE EXECUTIONER. Her heart would not burn, my lord; but everything that was left is at the bottom of the river. You have heard the last of her.

WARWICK [with a wry smile, thinking of what Ladvenu said] The last of her? Hm! I wonder! (S. 143)

Selbst Warick argwöhnt nun, dass der Ruhm Joans sie überdauern wird.

Der Epilog spielt fünfundzwanzig Jahre später. König Charles VII., mittlerweile ein anerkannter und erfolgreicher König, träumt, dass ihn die Geister der am Prozess gegen Joan Beteiligten heimsuchen. Sie alle bekennen ihren Irrtum und loben die Jungfrau in den höchsten Tönen. Sogar ein

Gentleman aus dem zwanzigsten Jahrhundert taucht auf und verkündet, dass die Katholische Kirche Joan heilig gesprochen hat: Saint Joan heißt sie nun. Ob die Anglicanische Kirche dem Vorbild der Katholischen gefolgt sei, weiß er allerdings nicht.

Als Joan jedoch selbst erscheint und andeutet, sie könne wieder ins Leben zurückkehren, wenn man ihrer bedürfe, raten ihr alle Anweenden dringend davon ab, denn in diesem Fall müsste man sie erneut verbrennen.

JOAN. O God that madest this beautiful earth, when will it be ready to receive Thy saints? How long, O Lord, how long?

THE END (S. 159)

*Saint Joan* ist ein unglaublich eindrucksvolles und überraschend vielschichtiges Stück, ein Meisterwerk des Dramas, erzählt in einem geschliffenen Stil. Shaw, der sich gern mit leichteren Stoffen abgibt, hat hier ein Werk geschaffen, das auf mehreren Ebenen zugleich wirkt.

Da ist einmal der aufklärerische Aspekt, den Shaw in seinem umfangreichen Vorwort, das man nicht gelesen haben muss, besonders herausstreckt. Der Autor will mit falschen Vorstellungen über die Zeit des Hundertjährigen Krieges und über den Prozess der Jeanne d'Arc aufräumen. Von mittelalterlichem Edelmut, Ritterlichkeit und Frömmigkeit ist in seinem Drama wenig zu spüren: Shaws Personen werden wie in jeder Epoche der Geschichte, das will er uns sagen sagen, von Geldgier und Machtstreben angetrieben, von Eigennutz und Fanatismus und, wenn es ganz schlimm kommt, auch noch von englischem Nationalismus. Der Prozess der Jeanne d'Arc ist ihm ein besonderes Anliegen, weil dieser im Gegensatz zur allgemeinen Meinung für mittelalterliche Verhältnisse ungewöhnlich fair und aufwändig war; man wollte sich, wenn man schon eine lebendige Ikone verbrannte, keine Nachlässigkeit oder Voreingenommenheit vorwerfen lassen – dies lässt sich auch durch die Gerichtsakten, an den sich Shaw sicherlich orientiert hat, leicht belegen.

Außerdem will uns das Drama über Joans Rolle als Revolutionärin aufklären, denn sie ist auf drei Ebenen zugleich innovativ: Im gesellschaftlichen Bereich will sie den Nationalismus befördern, was bedeutet, dass die Menschen ihre Loyalität nicht mehr ihrem jeweiligen Landesherrn, sondern ihm Land schenken sollen; zudem vertritt sie den Absolutismus, dass nämlich der König nicht ein Primus inter pares, sondern unumschränkter Herrscher über den gesamten Adel ist. Im Militärischen will sie die Franzosen dazu bewegen, nicht mehr für Ruhm, Ehre und Lösegeld, sondern allein nur noch für den Sieg zu kämpfen. Und was die Religion angeht, so ist sie eine Vorkämpferin des Protestantismus, indem sie die Kirche als Mittlerin zwischen Gott und den Menschen übergeht und den Gläubigen direkt mit Gott und seinen Heiligen kommunizieren lässt. Diese Thesen vertritt Shaw direkt und ausdrücklich im Drama selbst, so dass der Leser nicht auf eine etwaige Interpretation angewiesen ist.

Dabei hält sich das Drama im Grundgerüst an die historische Wirklichkeit, was relativ einfach zu bewerkstelligen ist, da die

Geschehnisse um die Jungfrau sehr gut dokumentiert und insbesondere die Gerichtsprotokolle im Wortlaut erhalten sind; die Jungfrau gibt darin ihren Richtern auf schlagfertige Weise sehr kluge Antworten.

Worin *Saint Joan* von der Historie abweicht, ist die Charakterisierung der Figuren, denn das Drama ist eine kräftig gewürzte Satire auf die Eitelkeit der Politiker und noch mehr auf deren unausrottbare Heuchelei, die sie als zwingende Voraussetzung sehen, um Erfolge erzielen zu können. Insbesondere die geistig beschränkten Engländer mit ihrer hirnlosen Nationalehre, die jede Kritik an englischen Verhältnissen oder jedes Lob anderer Völker bereits als Hochverrat betrachtet, werden von Shaw gegeißelt. Die bissige Satire bezieht sich nicht eigentlich auf das Mittelalter, nicht einmal auf Frankreich, sondern auf das viktorianische Great Britain, Irland eingeschlossen, der einzige Quell, dem die Figuren dieses anachronistischen Stücks entsprungen sein können – immerhin sah der gebürtige Ire Shaw seine Heimat in einer ähnlichen Lage wie Frankreich im fünfzehnten Jahrhundert.

Die größte Wirkung entfaltet das Drama aber durch seine pointiert gezeichneten Figuren, die darzustellen jedem Schauspieler die höchste Freude bereiten muss. Mit ihrem pompösen Auftreten und ihren bombastischen Worte entlarven sie sich unentwegt als selbstsüchtige Intriganten mit beschränktem Horizont, was selbst für die Intelligentesten unter ihnen gilt. Die ehrliche, schlichte Joan wirkt in dieser Umgebung wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Shaw will nicht nur die Motive der anderen Personen ergründen, sondern vor allem auch das Phänomen der Heiligen selbst, der Jungfrau von Orleans, der Jeanne d'Arc. Joan darzustellen, ist die schwierigste Aufgabe in diesem Schauspiel, denn sie ist nicht leicht zu durchschauen. Dass sie die Soldaten begeisterte, wenn sie in Männerkleidung und Rüstung vor ihnen die Fahne hertrug, kann man sich vorstellen, aber wie konnte sie die hartgesottenen Machtträger ihrer Zeit überwältigen? Selbst Gilles de Rais, Ritter Blaubart, schloss sich ihr an und kämpfte an ihrer Seite.

In Shaws Stück ist die Erklärung in der Persönlichkeit Joans zu suchen, die eine

einzigartige Mischung aus ländlicher Naivität, Bauernschläue, gesundem Menschenverstand, überwältigendem Charme, schneller Auffassungsgabe, Fröhlichkeit und unerschütterlichem Optimismus darstellt, deren Kern aber vor allem ein Übermaß an Beharrungsvermögen und eine Überzeugtheit darstellt, das es ihr unmöglich macht, auch nur einen Schritt weit von ihren Zielen abzuweichen, wie groß die Widerstände auch sein mögen. Dieser grenzenlose Glaube ist es, der schließlich auch auf Andere ausstrahlt und sie schließlich für Joans Ziele gewinnt. Zudem ist sie ganz offensichtlich sehr klug und eine ausgezeichnete Menschenkennerin, denn sie durchschaut ihre Gegenspieler vom ersten Augenblick an. Dank ihrer Beharrlichkeit, ihres Eigensinns und ihres Charmes ist es ihr möglich, jeden Widerstand bei Männern in kurzer Zeit zu brechen.

Sie wird von den Stimmen der Heiligen geleitet, sagt Joan. Ob diese Stimmen nun übernatürliche Erscheinungen sind, ob Joan einen Hang zur Schizophrenie hat oder ob sie nur ihren eigenen unbändigen Willen als Heiligenstimmen wahrnimmt, ja, ob sie

die Stimmen gar nur vorschreibt, das ist nicht zu ergründen. Wunder ereignen sich in ihrem Umkreis tatsächlich viele, angefangen mit den legeverweigernden Hennen, aber jedes einzelne dieser Ereignisse ist auch durch natürliche Ursachen erklärbar, wie Dunois, ihr eifrigster Gefolgsmann, klar benennt. Und doch, diese Häufung von Wundern gibt schon Grund zu denken, ob Joan nicht etwa über eine übernatürliche Gabe verfügt: Dass sie sich die Männer gefügig macht, ist eine für Shaw typisch weibliche Eigenschaft, aber dass auch die Natur ihrem Willen gehorcht, macht sie zu einer besonderen Erscheinung.

Die Zeit der Wunder endet allerdings – man könnte auch sagen, dass die längste glückliche Folge von Zufällen sich einmal ins Gegenteil verkehren muss. Das größte Wunder vollbringt sie dann auf dem Scheiterhaufen, indem sie ihre ärgsten Gegner von ihrer Unschuld und Heiligkeit überzeugt.

Zuletzt darf man nicht vergessen, dass Saint Joan auch ein Rührstück ist und über ein gerütteltes Maß an Sentimentalität verfügt. Es ist nur dem Genie Shaws zu ver-

danken, dass diese vielen heterogenen und inkongruenten Bestandteile sich zu seinem so wohlgerundeten und befriedigenden Stück zusammenfügen.

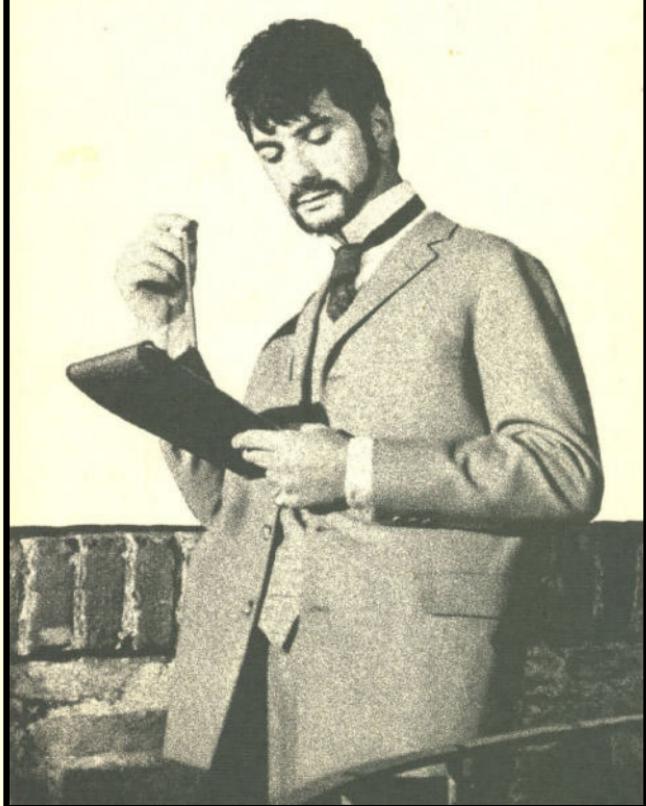
Gelegentlich sieht man Shaw-Verfilmungen im Fernsehen: *My Fair Lady*, *Cesar and Cleopatra*, *Androcles and the Lion*, aber in ihnen wird nur der Sentimentalität Tribut gezahlt und nicht der Satire, so dass sie in der Regel nahezu ungenießbar sind. Aber von *Saint Joan* gibt es eine unvergleichliche Inszenierung von Jane Howell für das BBC von 1979; sie wurde 1980 synchronisiert im ARD ausgestrahlt. Howell gelang es sogar, Shakespeares spröden Königsdramen Leben einzuhauen; ihre *Saint Joan* ist jedoch der Höhepunkt des Theaters, und das nicht nur auf Shaw bezogen. Man kann bei Howells *Saint Joan* durchaus von Theater sprechen, denn das Stück wurde mit sparsamster Dekoration wie vor einer Bühne abgefilmt. Howell hat das Rürselige zurückgedrängt und zeigt Frankreichs Hof als Ansammlung eiskalter Zyniker; ihre Schauspieler agieren mit einer selten gesehenen Präzision, so dass der gallige Humor Shaws scharf herausgearbeitet wird.



Thomas  
Mann



Tonio Kröger  
Mario und  
der Zauberer



## \*Mann, Thomas: Mario und der Zauberer

**Thomas Mann [Paul Thomas Mann,  
1875–1955]**

***Mario und der Zauberer. Ein tragisches Reiseerlebnis (1930)***

**Fischer 1381 (TB S. 69–114/DM 5,80)**

**Frankfurt am Main 1986**

**Genre: Phantastische Satire**

Die Erinnerung an Torre di Venere ist atmosphärisch unangenehm. Ärger, Geiztheit, Überspannung lagen von Anfang an in der Luft, und zum Schluß kam dann der Choc mit diesem schrecklichen Cipolla, in dessen Person sich das eigentümlich Bösartige der Stimmung auf verhängnishaft und übrigens menschlich sehr eindrucksvolle Weise zu verkörpern und bedrohlich zusammenzudrängen schien. Daß bei dem Ende mit Schrecken (einem, wie uns nachträglich schien, vorgezeichneten und im Wesen der Dinge liegenden Ende) auch noch die Kinder anwesend sein mußten, war eine traurige und auf Mißverständ-

nis beruhende Ungehörigkeit für sich, verschuldet durch die falschen Vorspielungen des merkwürdigen Mannes. Gottlob haben sie nicht verstanden, wo das Spektakel aufhörte und die Katastrophe begann, und man hat sie in dem glücklichen Wahn gelassen, daß alles Theater gewesen sei. (S. 69)

Eine deutsche Familie – Mann, Frau, achtjährige Tochter, Sohn, allesamt namenlos bleibend – macht Urlaub in Italien am kleinen aber feinen Ferienort Torre di Venere während der Hauptaison. Sie wohnen im Grand Hôtel, müssen aber ausziehen, weil der abklingende Keuchhusten des Sohnes einer italienischen Fürstin unangenehm ist; sie mieten sich daraufhin in der Pensione Eleonora ein, aber „ein rechtes Behagen“ will nicht mehr aufkommen.

Eines Tages tritt ein Cavaliere Cipolla, der sich auf Plakaten „ein fahrender Virtuose, ein Unterhaltungskünstler, Forzatore, Illusionista und Prestidigatore“ nennt, im Ort auf.

Zu diesem Zeitpunkt also zeigte Cipolla sich an. Cavaliere Cipolla, wie er auf den Plakaten genannt war, die eines Tages überall, auch im Speisesaal der Pensione Leonora, sich angeschlagen fanden, - ein fahrender Virtuose, ein Unterhaltungskünstler, Forzatore, Illusionista und Prestidigatore (so bezeichnete er sich), welcher dem hochansehnlichen Publikum von Torre di Venere mit einigen außerordentlichen Phänomenen geheimnisvoller und verblüffender Art aufzuwarten beabsichtigte. Ein Zauberkünstler! Die Ankündigung genügte, unseren Kleinen den Kopf zu verdrehen.  
(S. 79f)

Die Familie geht mit den Kindern hin, was die Eltern aber bald schon bereuen, denn der Cavaliere ist ein abstoßender, buckliger Mensch, immerfort Zigaretten rauchend und Kognak trinkend, der neben einigen wenigen Kartenkünststückchen vor allem mit seinen überragenden Fähigkeiten als Hypnotiseur unterhält.

Dann, ohne daß das Haus sich verdunkelt hätte, hielt Cavaliere Cipolla seinen Auftritt. Er kam in jenem Geschwindsschritt herein, in dem Erbötigkeit gegen das Publikum sich ausdrückt und der die Täuschung erweckt, als habe der Ankommende in diesem Tempo schon eine weite Strecke zurückgelegt, um vor das Angesicht der Menge zu gelangen, während er doch eben noch in der Kulisse stand. Der Anzug Cipollas unterstützte die Fiktion des Von-außen-herein-treffens. Ein Mann schwer bestimmmbaren Alters, aber keineswegs mehr jung, mit scharfem, zerrüttetem Gesicht, stechenden Augen, faltig verschlossenem Munde, kleinem, schwarz gewichstem Schnurrbärtchen und einer sogenannten Fliege in der Vertiefung zwischen Unterlippe und Kinn, war er in eine Art von komplizierter Abendstraßeneleganz gekleidet. Er trug einen weiten schwarzen und ärmellosen Radmantel mit Samtkragen und atlasgefütterter Pelerine, den er mit den weiß behandschuhten Händen bei behinderter Lage der Arme vorn zusammenhielt,

einen weißen Schal um den Hals und einen geschweiften, schief in die Stirne gerückten Zylinderhut. Vielleicht mehr als irgendwo ist in Italien das achtzehnte Jahrhundert noch lebendig und mit ihm der Typus des Scharlatans, des marktschreierischen Possenreißers, der für diese Epoche so charakteristisch war, und dem man nur in Italien noch in ziemlich wohl erhaltenen Beispielen begegnen kann. (S. 82f)

Keiner der Freiwilligen – und auch Unfreiwilligen –, denen er befiehlt, kann sich seinen Anweisungen entziehen, seien sie auch noch so demütigend und den Ausführenden der Lächerlichkeit preisgebend.

„Ah, bravo!“ antwortete Cipolla. „Du gefällst mir, Giovanotto. Willst du glauben, daß ich dich längst gesehen habe? Solche Leute wie du haben meine besondere Sympathie, ich kann sie brauchen. Offenbar bist du ein ganzer Kerl. Du tust, was du willst. Oder hast du schon einmal nicht getan, was du wolltest? Oder gar getan, was du nicht woll-

test? Was nicht du wolltest? Höre, mein Freund, es müßte bequem und lustig sein, nicht immer so den ganzen Kerl spielen und für beides aufkommen zu müssen, das Wollen und das Tun. Arbeitsteilung müßte da einmal eintreten -sistema americano, sa'. Willst du zum Beispiel jetzt dieser gewählten und verehrungswürdigen Gesellschaft hier die Zunge zeigen, und zwar die ganze Zunge bis zur Wurzel ?“ „Nein“, sagte der Bursche feindselig. „Das will ich nicht. Es würde von wenig Erziehung zeugen.“

„Es würde von gar nichts zeugen“, erwiderte Cipolla, „denn du tätest es ja nur. Deine Erziehung in Ehren, aber meiner Meinung nach wirst du jetzt, ehe ich bis drei zähle, eine Rechts Wendung ausführen und der Gesellschaft die Zunge herausstrecken, länger, als du gewußt hastest, daß du sie herausstrecken könntest.“ Er sah ihn an, wobei seine stechenden Augen tiefer in die Höhlen zu sinken schienen. „Uno“, sagte er und ließ seine Reitpeitsche, deren Schlinge er vom Arme hatte gleiten las-

sen, einmal kurz durch die Luft pfeifen. Der Bursche machte Front gegen das Publikum und streckte die Zunge so angestrengt-überlang heraus, daß man sah, es war das Äußerste, was er an Zungenlänge nur irgend zu bieten hatte. Dann nahm er mit nichtssagendem Gesicht wieder seine frühere Stellung ein. (S. 85)

Den jungen Kellner Mario, mit dem die Kinder befreundet sind, zwingt er gar, ihn zu küssen, indem er dem Hypnotisierten suggeriert, er selbst wäre dessen Erwählte Silvestra.

Es war greulich, wie der Betrüger sich lieblich machte, die schiefen Schultern kokett verdrehte, die Beutelaugen schmachten ließ und in süßlichem Lächeln seine splittrigen Zähne zeigte. Ach, aber was war während seiner verblendenden Worte aus unserem Mario geworden? Es wird mir schwer, es zu sagen, wie es mir schwer wurde, es zu sehen, denn das war eine Preisgabe des Innigsten, die öffentliche Ausstellung

verzagter und wahnhaft beseligter Leidenschaft. Er hielt die Hände vorm Mund gefaltet, seine Schultern hoben und senkten sich in gewaltsamen Atemzügen. Gewiß traute er vor Glück seinen Augen und Ohren nicht und vergaß eben nur das eine dabei, daß er ihnen wirklich nicht trauen durfte. „Silvestra!“ hauchte er überwältigt, aus tiefster Brust. „Küsse mich!“ sagte der Bucklige. „Glaube, daß du es darfst! Ich liebe dich. Küsse mich hierher“, und er wies mit der Spitze des Zeigefingers, Hand, Arm und kleinen Finger wegspreizend, an seine Wange, nahe dem Mund. Und Mario neigte sich und küßte ihn. (S. 113)

Mario aber kann die Kränkung im Gegensatz zu den anderen Opfern nicht verwinden und schießt, kaum wieder zu Verstand gekommen, den Hypnotiseur mit beiden Kugeln eines Derringers nieder.

Zugleich aber auch schon, während noch dies Lachen erklang, ließ der oben Geliebkoste unten, neben dem Stuhl-

bein, die Reitpeitsche pfeifen, und Mario, geweckt, fuhr auf und zurück. Er stand und starre, hintübergebogenen Leibes, drückte die Hände an seine mißbrauchten Lippen, eine über der anderen, schlug sich dann mit den Knöcheln beider mehrmals gegen die Schläfen, machte kehrt und stürzte, während der Saal applaudierte und Cipolla, die Hände im Schoß gefaltet, mit den Schultern lachte, die Stufen hinunter. Unten, in voller Fahrt, warf er sich mit auseinandergerissenen Beinen herum, schleuderte den Arm empor, und zwei flach schmetternde Detonationen durchschlugen Beifall und Gelächter.

Alsbald trat Lautlosigkeit ein. Selbst die Zappler kamen zur Ruhe und glotzten verblüfft. Cipolla war mit einem Satz vom Stuhle aufgesprungen. Er stand da mit abwehrend seitwärtsstreckten Armen, als wollte er rufen: „Halt! Still! Alles weg von mir! Was ist das?!“, sackte im nächsten Augenblick mit auf die Brust kugelndem Kopf auf den Sitz zurück und fiel im übernächsten seitlich davon herunter, zu Boden,

wo er liegen blieb, reglos, ein durcheinandergeworfenes Bündel Kleider und schiefer Knochen. (S. 113f)

Mario wird verhaftet, die Zuschauer flüchten.

Thomas Mann will die *Mario und der Zauberer* als Analyse des Faschismus verstanden wissen, als Gegensatz zwischen der Willensleere der Freiheit und dem robusten Willen der Freiheitsgegner.

Diese Deutung wirkt allerdings nachträglich aufgesetzt und geht auch ganz an der Eigenheit des Faschismus vorbei, der seine „Opfer“ ja nicht gegen ihren Willen für kurze Zeit hypnotisiert, sondern sie ganz mit ihrem Einverständnis für sich einnimmt und dauerhaft gewinnt, indem er deren Vorurteile und andere schlechte Eigenschaften wie Habgier und Rachsucht ausnutzt und instrumentalisiert. Tatsächlich ist *Mario und der Zauberer* eine klassische Novelle um eine unerhörte Begebenheit, von Thomas Mann perfekt konzipiert und ausgeführt. Ja, in einem seiner Briefe gesteht der Autor sogar, dass sich die Ereignisse der Novelle tatsächlich so zugetra-

gen hätten, mit Ausnahme der Schüsse: Mario hätte sich vielmehr am nächsten Tag vergnügt über die gelungene Vorstellung geäußert.

Trotzdem enthält die Novelle in ihrem ersten Teil viel Kritik am Faschismus und Nationalismus, der sich vor allem in den Beobachtungen des Ich-Erzählers über das gewöhnliche Volk verbirgt: Wie der Plebs plötzlich von Nationalstolz und Geltungssucht erfüllt ist, sich über andere erhebt und grotesk eitel auf seine scheinbaren Vorzüge ist, wie er das Fremde herabwürdigt und sich als Norm aller Dinge wähnt.

Aber auch der Ich-Erzähler selbst entlarvt unwillentlich seine bürgerlich-engstirnigen Vorurteile: Wie sehr beklagt er sich darüber, zur Hauptsaison angereist zu sein und nun den Ferienort mit all den Italienern teilen zu müssen. Ja, Engländer und Franzosen, deren Gesellschaft wäre ihm angenehm gewesen, aber Einheimische mag er nur in dienender Funktion, als servile Subjekte sehen; dass sich diese als ihm gesellschaftlich gleichrangig oder sogar höherstehend betrachten, wie etwa die Fürstin, verdirbt ihm den ganzen Urlaub.

Bezeichnend ist auch, dass das Publikum bei der Vorstellung des Cavalieres diesem lebhaft applaudiert und der Erzähler scheinbar der einzige ist, der sie als greulich und abstoßend empfindet: Auch hier ist es mit seinem Einfühlungsvermögen in eine fremdländische Kultur nicht weit her, und man darf daraus schlussfolgern, dass nach Thomas Manns Meinung der deutsche Bildungsbürger nicht so weit vom Faschistenpöbel entfernt, wie er selbst glaubt.

Im Nachwort identifiziert Carl Sporn den Ich-Erzähler mit Thomas Mann, aber damit zielt er nicht weit genug: Mag sein, dass die hier geschilderten Empfindungen des Ich-Erzählers die des einstigen Feriengastes Thomas Mann gewesen sein mögen, aber mittlerweile hat der Autor eine kritische Distanz zu diesen gefunden und persifliert sein früheres Ich mit sanfter, aber treffsicherer Ironie in einer geschliffenen, sehr vergnüglich zu lesenden Sprache. Selbst als Kommentar zum heutigen Tourismus und dem Gebaren von Multikulti-Gesinnungs-enthusiasten kann der Text noch jetzt gelesen werden.

Nebenbei bemerkt sind die Fähigkeiten des Cavaliere so außerordentlich und seine Macht erscheint dem Ich-Erzähler so dämonisch, dass die Erzählung in ihrem zweiten Teil bereits als phantastisch-grotesk bezeichnet werden darf.

•  
LION  
FEUCHT  
WANGER



*Die Jüdin  
von Toledo  
Roman*

© aufbau

## \*Feuchtwanger, Lion: Jüdin von Toledo

**Lion Feuchtwanger [1884–1958]**

*Die Jüdin von Toledo (1955)*

Aufbau 5638 (TB 512 S./€ 9,95)

Berlin 2008, 11. Auflage

Genre: Historischer Roman

Achtzig Jahre nach dem Tod ihres Propheten Mohammed hatten die Moslems ein Weltreich aufgebaut, welches sich von der indischen Grenze ununterbrochen durch Asien und Afrika die südlichen Gestade des Mittelmeers entlang bis zur Küste des Atlantischen Ozeans dehnte. Im achtzigsten Jahr ihres Eroberungszuges setzten sie über die schmale westliche Enge des Mittelmeers hinüber in das „Andalús“, nach Spanien, zerstörten das Reich, welches dort die christlichen Westgoten drei Jahrhunderte vorher aufgerichtet hatten, und unterwarfen in gewaltigem Schwung die gesamte Halbinsel bis zu den Pyrenäen.

Die neuen Herren brachten mit sich eine überlegene Kultur und machten das Land zu dem schönsten, bestgeord-

neten, volkreichsten Europas. Von kundigen Architekten und einer weisen Baupolizei geplant, entstanden große, herrliche Städte, wie sie der Erdteil seit den Römern nicht mehr gekannt hatte. Córdova, die Residenz des westlichen Kalifen, galt als die Hauptstadt des gesamten Abendlands. (S. 9)

Im Jahr 711 setzen die Araber von Nordafrika nach Spanien über und erobern die Halbinsel nachzu vollständig bis auf einen schmalen, gebirgigen Streifen im Norden, in dem sich die Nachfolger der westgotischen Könige noch halten können.

Den Unterworfenen zeigten die Moslems Milde. Für ihre Christen übertrugen sie das Evangelium ins Arabische. Den zahlreichen Juden, die von den christlichen Westgoten unter strenges Ausnahmerecht gestellt worden waren, räumten sie bürgerliche Gleichheit ein. Ja, es führten unter der Herrschaft des Islams die Juden in Spanien ein so glückhaft erfülltes Leben wie niemals vorher seit dem Untergan-

ge ihres eigenen Reiches. Sie stellten den Kalifen Minister und Leibärzte, gründeten Fabriken, ausgedehnte Handelsunternehmungen, sandten ihre Schiffe über die sieben Meere. Sie entwickelten, ohne ihr eigenes hebräisches Schrifttum zu vergessen, philosophische Systeme in arabischer Sprache, sie übersetzten den Aristoteles und verschmolzen seine Lehren mit denen ihres eigenen Großen Buches und den Doktrinen arabischer Welt-Weisheit. Sie schufen eine freie, kühne Bibelkritik. Sie erneuerten die hebräische Dichtkunst.

Länger als drei Jahrhunderte dauerte dieses Blühen. Dann kam ein großer Sturm und zerstörte es. (S. 10f)

Spanien erreicht, auch dank der unter dem Islam lebenden Juden, eine unerhörte kulturelle Blüte. Doch im Jahr 1009 begann ein Bürgerkrieg unter den Arabern, der schließlich das Kalifat zerstörte, woraufhin die Christen die nördliche Hälfte von Spanien zurückerobern konnten. 1085 rief der Abbadiden-Herrschер von Sevilla die nordafri-

kanischen Berber aus der Dynastie der Almoraviden zu Hilfe.

Die Moslems, von den christlichen Armeen immer härter bedrängt, riefen ihre Vettern aus Afrika zu Hilfe, wilde, glaubenseifige Krieger, viele aus der großen südlichen Wüste, der Sahara. Diese hielten den Vormarsch der Christen auf. Aber sie verjagten auch die kultivierten, freigeistigen moslemischen Fürsten, die bisher im Andalús geherrscht hatten, sie duldeten keine Laxheit mehr im Glauben; der afrikanische Kalif Jussuf ergriff die Herrschaft auch im Andalüs. Um das Land von allem Unglauben zu säubern, berief er die Vertreter der Judenheit in sein Hauptquartier nach Lucena und sprach zu ihnen: „Im Namen des Allbarmherzigen Gottes. Der Prophet hat euern Vätern Duldung in den Ländern der Gläubigen gewährt, aber unter *einer* Bedingung, die aufgezeichnet ist in den alten Büchern. Wenn euer Messias nicht binnen eines halben Jahrtausends erscheint, dann werdet ihr – so haben eure Väter

es zugesagt – ihn, Mohammed, als den Propheten der Propheten anerkennen, der eure Gottesmänner überschattet. Die fünfhundert Jahre sind um. Erfüllt also den Vertrag, bekennt euch zu dem Propheten, werdet Moslems! Oder verlaßt mein Andalús!“ (S. 11f)

Die meisten Juden flüchten in den christlichen Norden, der durch den wirtschaftlichen Sachverstand der Einwanderer enorm profitiert. Ein kleiner Teil bleibt in Andalús zurück, bekennt sich der Form halber zum Islam und bleibt insgeheim dem alten Glauben treu.

Als Ibrahim sich auf den Stufen der verfallenen Fontäne des innersten Hofes niederließ, spürte er seine Müdigkeit. Er war nun eine volle Stunde lang in diesem baufälligen Hause herumgegangen.

Und er hatte doch wahrhaftig keine Zeit zu verlieren. Volle zehn Tage war er jetzt in Toledo, die Räte des Königs drängten mit Recht auf Bescheid, ob er nun die Generalpacht der Steuern übernahm oder nicht.

Der Kaufmann Ibrahim aus dem moslemischen Königreich Sevilla hatte mehrmals mit christlichen Fürsten Spaniens Geschäfte getätigt, aber ein so ungeheures Unternehmen hatte er noch niemals angepackt. Es stand seit Jahren schlecht um die Finanzen des Königreichs Kastilien, und seitdem gar König Alfonso – das war nun fünfzehn Monate her – seinen leichtsinnigen Feldzug gegen Sevilla verloren hatte, war seine Wirtschaft vollends verfahren. Don Alfonso brauchte Geld, viel Geld, und sofort.

Der Kaufmann Ibrahim von Sevilla war reich. Er besaß Schiffe, Güter und Kredit in vielen Städten des Islams und in den Handelszentren Italiens und Flanderns. Aber wenn er sich auf dieses kastilische Geschäft einließ, mußte er sein ganzes Vermögen investieren, und auch der Klügste konnte nicht voraussehen, ob Kastilien den Wirrwarr überstehen werde, den die nächsten Jahre bringen mußten.

Andernteils war König Alfonso zu riesigen Gegenleistungen bereit. Man bot

Ibrahim zum Pfand die Steuern und Zölle, auch die Einnahmen der Bergwerke, und er war überzeugt, er wird, wenn er nur das Geld schaffte, noch viel günstigere Bedingungen erzielen, man wird ihm die Kontrolle *aller* Einkünfte übertragen. Nun waren freilich, seitdem die Christen das Land den Moslems abgenommen hatten, Handel und Gewerbe heruntergekommen; aber Kastilien, das größte der spanischen Länder, war fruchtbar, es besaß Bodenschätze in Fülle, und Ibrahim traute sich die Kraft zu, das Land wieder hochzubringen.  
(S. 11)

König Alfons VIII. von Kastilien (Alfonso VIII „el Noble“, 1155–1214) überträgt dem jüdischen Kaufmann Ibrahim, geboren als Jeshuda Ibn Esra, aus dem moslemischen Sevilla, einem engen Freund des Emirs, die Generalpacht der Steuern, was für den reichen Ibrahim auf der einen Seite ein ungeheures Risiko darstellt, falls der König einen Krieg verliert, ihm auf der anderen Seite aber auch unglaubliche Verdienste ermöglicht.

Jehuda, damals noch ein Knabe, war nach der Vertreibung der Juden der einzige seiner Familie gewesen, der in Sevilla zurückblieb und sich zum Islam bekannte, um über das verbliebene Vermögen der Familie zu bewahren. Doch wenn jetzt ein Krieg ausbricht, dann wird der Emir den Ketzer Ibrahim nicht mehr schützen können – und diese Überlegung gibt letzten Endes den Ausschlag, auf das Angebot des Königs einzugehen.

Herrlich in seiner Reife und Erfüllung strahlte Sevilla. Aber es war Überreife, sagte sein alter Freund Musa; die Sonne des westlichen Islams hatte die Höhe ihres Bogens überschritten, sie war im Niedergang. Hier, im christlichen Spanien, in diesem Kastilien, war Beginnen, war Aufstieg. Alles hier war primitiv. Sie hatten zerstört, was der Islam gebaut hatte, und es notdürftig zusammengeflickt. Die Landwirtschaft war ärmlich, altvaterisch, alles Gewerbe verrottet. Das Reich war entvölkert, und die hier saßen, verstanden sich auf den Krieg, aber nicht auf die Werke des

Friedens. Er, Ibrahim, wird Menschen hierherziehen, die gelernt haben, was hervorzubringen, die es verstehen, an den Tag zu fördern, was ungenutzt in der Erde liegt. (S. 16f)

Und es gibt noch einen weiteren Aspekt in Ibrahims Überlegungen.

Und der gleiche innere Ruf hatte ihn hierher nach Toledo getrieben. Wenn ein neuer Heiliger Krieg kommt – und er wird kommen –, dann ist der händelsüchtige Don Alfonso versucht, den Waffenstillstand mit Sevilla zu brechen. Aber dann wird er, Ibrahim, zur Stelle sein und dem König mit List, Drohung und Vernunft zureden, und wenn er nicht verhindern kann, daß Alfonso in den Krieg eingreift, so wird er's doch verzögern.

Und für die Juden, für seine Juden, wird es ein Segen sein, wenn dann bei Ausbruch des Krieges er, Ibrahim, im Rate des Königs sitzt. Die Juden werden wie früher die ersten sein, über welche

die Kreuzfahrer herfallen, er aber wird seine Hand über sie halten.

Denn er war ihr Bruder. (S. 17f)

Wenn er zum wichtigsten Ratgeber des Königs, zum Escrivano Mayor, aufsteigt, dann kann er den Heiligen Krieg, unter dem vor allem die Juden zu leiden haben werden, zumindest hinausschieben.

Freilich müssen Dona Leonor, die Ehefrau des Königs, und Don Manrique de Lara, der Erste Minister, Don Alfonso noch gut zureden, bevor er den Vertrag unterzeichnet.

Don Manrique führte von neuem aus, was er dem König in den letzten Wochen mehrere Male dargelegt hatte: „Wir haben ein Jahrhundert hindurch Krieg führen und erobern müssen, wir haben keine Zeit gehabt, uns um die Wirtschaft zu kümmern. Die Moslems hatten Zeit. Wenn wir gegen sie aufkommen wollen, dann brauchen wir die Klugheit der Juden, ihre Sprachgewandtheit, ihre Geschäftsbeziehungen. Es war ein Glück für die christlichen

Fürsten, daß die Moslems des Andalüs ihre Juden vertrieben haben. Jetzt hat dein Onkel von Aragon seinen Don Joseph Ibn Esra und der König von Navarra seinen Ben Serach.“ – „Auch mein Vater“, ergänzte Dona Leonor, „hat seinen Aaron aus Lincoln. Er sperrt ihn manchmal ein, aber er holt ihn immer wieder heraus und gibt ihm Land und Ehren.“ Und Don Manrique schloß: „Es stünde besser um Kastilien, wenn uns unser Jude Ibn Schoschan nicht weggestorben wäre.“ (S. 23f)

Acht Jahre soll der Friedensvertrag mit den Berbern noch dauern. Dem ungeduldigen, erst dreißigjährigen König ist der Zeitraum lang, denn er sehnt den Krieg herbei, aber für Ibrahim ist er kurz, denn er muss das heruntergewirtschaftete Land voranbringen, damit die Steuern fließen, die ebenjenen Krieg ermöglichen sollen.

„[...] Jetzt hast du beschlossen, Herr König, deinen Ländern acht Jahre Frieden zu wahren. Was alles kann in diesen acht Jahren an Reichtümern aus

deinen Bergen und aus deinem fruchtbaren Boden und aus deinen Flüssen herausgeholt werden. Ich weiß Männer, die deine Knechte lehren können, ihre Äcker ertragreicher zu machen und ihr Vieh zu mehren. Und ich sehe das Eisen, das in deinen Bergen wächst, kostbares Eisen in unendlicher Menge. Ich sehe Kupfer, Lapislazuli, Quecksilber, Silber, und ich werde geschickte Hände herbeischaffen, die das alles herausholen und bereiten und mischen und mengen und schmieden. Ich werde aus den islamischen Ländern Leute herbeiholen, Herr König, die deine Waffenwerkstätten denen von Sevilla und von Cördova ebenbürtig machen. Und es gibt einen Stoff, von dem ihr in diesen Reichen des Nordens kaum noch gehört habt, einen Stoff – man nennt ihn Papier –, auf dem es sich leichter schreibt als auf Pergament, und der, kennt man erst das Geheimnis seiner Herstellung, fünfzehnmal billiger ist als Pergament, und an deinem Fluß Tajo ist alles da, was man benötigt, diesen Stoff herzustellen. Und dann wird das Wissen, Denken und

Dichten reicher und tiefer werden in euern Ländern, Herr König und Frau Königin.“ (S. 27f)

Don Alfonso unterzeichnet schließlich, aber nicht mit „Alfonsus Rex Castiliae“ oder „Ego Rex“, sondern in der Sprache des Volkes, im niederen Latein, in Kastilisch, mit „Yo el Rey“.

Ibrahim spricht bei Don Ephraim, dem Vorstand der jüdischen Gemeinde von Toledo, vor. Dieser hatte das Angebot des Königs, sein Alfakim zu werden, abgelehnt.

„Du hast, wie ich höre, das Angebot der Generalpacht abgelehnt“, sagte er freundlich.

„Ja“, antwortete Don Ephraim. „Ich habe gewogen und gezählt und abgelehnt. Ich habe auch die Nachfolge unseres Alfakims Ibn Schoschan – das Andenken des Gerechten zum Segen – abgelehnt. Dieses Amt schien mir zu glänzend für einen bescheidenen Mann.“

„Ich habe es angenommen“, sagte schlicht Don Jehuda.

Don Ephraim stand auf und verneigte sich. „Dein Diener wünscht dir Glück, Herr Alfakim“, sagte er, und da Jehuda nur ein kleines, schweigendes Lächeln hatte, fuhr er fort: „Oder darf ich gar sagen, Herr Alfakim Mayor?“

„Des Königs Majestät“, sagte, seinen Triumph mühsam zügelnd, Don Jehuda, „hat geruht, mich zu einem seiner Familiäres zu erheben. Ja, Don Ephraim, ich werde einer der vier Geheimräte sein, ich werde in der Curia sitzen. Ich werde die Geschäfte des Königs Unseres Herrn als sein Escrivano Mayor verwalten.“

Don Ephraim hörte das mit einem Gefühl, das aus Bewunderung und Abneigung, aus Freude und Unlust gemischt war. Er dachte: Was muß dieser Tollkühne und Spieler dafür bezahlt haben! Und: Wohin reißt diesen Toren sein Hochmut! Und: Verhüte der Allmächtige, daß Unheil von diesem Manne über Israel kommt!

Don Ephraim war außerordentlich wohlhabend. Das Gerücht wußte von dem ungeheuren Reichtum des Kaufmanns Ibrahim von Sevilla zu erzählen,

doch glaubte Don Ephraim im stillen, er selber stehe diesem Abtrünnigen und Stolzen an Gut kaum nach. Er, Ephraim, versteckte seinen Reichtum und blieb unauffällig. Ibrahim von Sevilla hingegen, ein rechter Ibn Esra, war immer darauf ausgegangen, von sich und seinem Prunk reden zu machen, und was alles erst wird dieser begabte, zweideutige und gefährliche Mensch jetzt anrichten, wenn er sich, Gott herausfordernd, auf diesen frechen Gipfel in Toledo stellt. (S. 32f)

Don Ephraim ist besorgt, Ibrahim könnte durch die Zurschaustellung seiner Stellung und seines Reichtums Unheil über die Juden von Toledo bringen.

Der fromme und sehr kluge Ephraim wollte nicht ungerecht sein. Die Ibn Esras mit ihrem Prunk und ihrer Großmannssucht waren seiner Seele fremd, aber sie waren, er gab es sich ohne weiteres zu, die Erste Familie des Sephard, des spanischen Israels, und sie hatten Gelehrte, Dichter, Soldaten,

Kaufherren, Diplomaten hervorgebracht, deren Namen ein Glanz Judas waren und Klang hatten auch im Islam und in der Christenheit. Vor allem aber hatten sie in diesem Jahrhundert der Bedrängnis den Juden großherzig geholfen, sie hatten Tausende aus der Sklaverei der Heiden losgekauft und Tausenden Zuflucht geschafft im Sepharad und in der Provence. Und auch der Ibn Esra, der hier vor ihm saß, war begnadet mit hohen Gaben, er war unter schwierigen Verhältnissen zum ersten Kaufmann Sevillas aufgestiegen. Aber bedeutete ein Mann von seiner Ruhmsucht und seinem verbrecherisch-spielerischen Übermut nicht trotzdem mehr Gefahr für Israel als Segen? (S. 34)

Nachdem der nunmehrige Jehuda das Castillo de Casto, das zu Zeiten seiner Vorfahren das Castillo Ibn Esra war, wieder zu diesem gemacht hat, zieht er mit Tochter Raquel, genannt Rechja, siebzehn Jahre alt, und Sohn Alazar, vierzehn, nach Toledo.

Für die Kinder ist die neue Welt sehr schwierig, denn sie sind als Moslems auf-

gewachsen. Immerhin hat Dona Raquel durch einen Freund ihres Vaters, des muslimischen Arztes Musa Ibn Da'du, Hebräisch gelernt, um in den Großen Buch lesen zu können.

Musa war Moslem und hielt alle Bräuche. Aber er schien lax im Glauben und verbarg nicht milde Zweifel an allem, was nicht Wissen war. Einmal, als er mit ihr im Propheten Jesaja las, sagte er: „Das war ein großer Dichter, vielleicht ein größerer als der Prophet Mohammed und der Prophet der Christen.“  
(S. 42)

Hier erhalten wir eine Beschreibung der großen, starken Stadt Toledo.

In dieser kriegerischen Zeit waren alle großen Städte Festungen, sogar das heitere Sevilla. In Toledo aber war jedes einzelne Stadtviertel nochmals von Mauern und Türmen umgeben, und viele der Häuser des Adels waren Festungen für sich. Befestigt waren alle Tore, befestigt die Kirchen und Brücken, die

vom Fuß des finstern, gewaltigen Stadthügels über den Fluß Tajo ins Land führten. Innerhalb der Stadt aber drängte sich auf engstem Räume Haus an Haus, hügelan, hügelab, die Treppenwege waren dunkel und schmal, häufig sehr steil, sie schienen Dona Raquel verdächtige Schluchten, überall waren Ecken, Winkel, Mauern, und immer wieder schwere, riesige, eisenbeschlagene Tore. (S. 53)

Raquel besichtigt eine christliche Kirche.

Kerzen waren in dem dämmerigen Innern. Duft von Weihrauch war. Und da war das, was zu sehen sie gewünscht und gefürchtet hatte: Bilder, Götzenbilder, das Urverbotene. Denn wenn der westliche Islam das eine oder andere Verbot des Propheten frei ausdeutete, wenn er's zuließ, daß man Wein trank und daß die Frauen ihr Antlitz ohne Schleier zeigten: unverrückbar fest hielt er an der Vorschrift des Propheten, daß man sich kein Bild Allahs machen dürfe und kein Bild von irgend etwas Leben-

digem, Mensch oder Tier; kaum die Form einer Pflanze oder einer Frucht durfte man andeuten. Hier aber standen Menschen herum, geformt aus Stein und aus Holz, und andere Menschen und Tiere waren flach und farbig auf Holzgetäfel gemalt. Das also waren die Götzenbilder, die Greuel Allahs und des Propheten.

Wer immer von Gott mit Vernunft, Gefühl, Gesittung begnadet war, sei er Jude oder Moslem, mußte Abscheu spüren vor solchen Gebilden. Sie waren auch tief widerwärtig, seltsam starr und dennoch lebendig, sonderbar unwirklich, halb tot, leichenhaft wie Fische auf Märkten. Sie wagten es, die Barbaren, es Allah gleichtun zu wollen, sie schufen Menschen nach seinem Bilde und beugten, die Narren, vor diesen steinernen und hölzernen Dingen, die sie selber gemacht hatten, die Knie und gaben ihnen Weihrauch zu riechen. Aber am Tage des Jüngsten Gerichts wird Allah diejenigen, die solche Dinge gemacht haben, auffordern, ihnen Leben einzublasen, und wenn sie's nicht können, dann

wird er sie in die Verdammnis stürzen  
für ewig. (S. 55f)

Die Barone, die sich in den drei Jahren seit dem Tod des letzten Steuerpächters sehr viele Sonderrechte genommen hatten, sind Don Jehudas erbitterte Feinde. Ärger noch ist Don Martin de Cardona, der Erzbischof von Toledo.

Führer des Widerstandes gegen Don Jehuda war der Erzbischof von Toledo, der kriegerische Don Martin de Cardona, ein naher Freund des Königs. Seitdem die Christen das Land wieder erobert hatten, führte die Kirche einen erbitterten Kampf gegen die jüdischen Gemeinden. Die Juden entrichteten nicht, wie die übrige Bevölkerung, ihren Zehnten der Kirche, sie führten ihre Steuern unmittelbar an den König ab. Kein päpstliches Edikt, kein Beschuß des Kardinalskollegiums hatte daran etwas geändert. Erzbischof Don Martin war ergrimmt, daß die Bestallung des schlauen Ibn Esra die Juden noch verstockter machte in ihrem frevelhaften

Bestreben, sich der Kirche zu entziehen. Er arbeitete mit allen Mitteln gegen den neuen Escrivano. (S. 58f)

Der junge Don Benjamin Bar Abba führt Raquel durch ihre neue Heimat. Er erläutert ihr auch die Geschichte der sephardischen Juden.

Die Juden saßen, erzählte Benjamin, seit urdenklichen Zeiten in Toledo; ja, die Stadt leitete ihren Namen her von dem hebräischen Worte Toledot, Geschlechterfolge. Die ersten waren hierhergekommen als Abgesandte des Königs Salomo, um von den Barbaren Tribut zu erheben. Die meiste Zeit ging es ihnen gut. Aber unter den christlichen Westgoten hatten sie wüste Verfolgungen zu erleiden. Am grimmigsten verfolgte sie einer ihres eigenen Stammes, ein gewisser Julian, der zu den Christen überlief und von diesen zum Erzbischof gemacht wurde. Immer schärfere Vorschriften erließ er gegen seine früheren Brüder, und zuletzt erwirkte er ein Gesetz, dem zufolge, wer

nicht zum Christentum übertrat, in die Sklaverei verkauft werden sollte. Da riefen denn die Juden die Araber übers Meer und halfen ihnen, das Land zu erobern. Die Araber legten jüdische Garnisonen in die Städte und gaben ihnen jüdische Kommandanten. „Stell dir vor, Dona Raquel“, forderte Benjamin sie auf, „wie das gewesen sein muß, als die Unterdrückten plötzlich die Herren wurden und die früheren Unterdrücker die Sklaven.“

Begeistert erzählte Benjamin von den Büchern der Dichtung und Weisheit, welche in den folgenden Jahrhunderten unter der Herrschaft der Moslems die sephardischen Juden geschaffen hatten. Aus dem Gedächtnis sprach er ihr vor glühende Verse des Salomo Ibn Gabirol und des Jehuda Halevi. Er erzählte ihr von den mathematischen, astronomischen, philosophischen Werken des Abraham Bar Chija. „Was immer in diesem Lande Sepharad groß ist, sei es im Geiste oder sei es im Stein“, sagte er überzeugt, „daran haben Juden mit gebaut.“ (S. 66)

Im Weiteren vermehrt Jehuda das Vermögen des Königs nach Kräften und versucht Allianzen zu schmieden, insbesondere mit Aragon, hat aber einen schweren Stand gegen den ungestümen König, der immer wieder Jehudas feingesponnene Pläne zunichte macht. Doch Don Alfonso verliebt sich in Dona Raquel und nimmt sie als seine Mätresse, die er in einem alten Schloss vor den Toren Toledos beherbergt. Das Paar hat einen Sohn, den Jehuda noch vor der Taufe in das Kalifat bringen lässt.

Schließlich erobern die Araber Jerusalem, woraufhin der Papst einen neuen Kreuzzug ausruft. Don Alfonso wird von dem Friedensvertrag, den er mit dem Kalifen hat, von einem Angriff abgehalten, was ihn maßlos erzürnt. Doch dann erklärt er trotzdem den Krieg, greift an und wird vernichtend geschlagen. Don Jehuda sowie seine Kinder Dona Raquel und Don Alazar werden vom rachsüchtigen Mob erschlagen.

Alfonso, nach einer langen Weile,  
trachtete sein Gesicht zu glätten. Bat  
Rodrigue, ihm zu sagen, was er wisse.

Es war nicht viel. Eine Menge Volkes, das den Don Jehuda vergeblich im Castillo Ibn Esra gesucht hatte, war in die Galiana gezogen. Wer Dona Raquel getötet hatte, wußte man nicht. Den Don Jehuda hatte der Castro mit eigener Hand erschlagen.

„Der Castro?“ stammelte der König. „Der Castro“, antwortete Don Rodrigue. „Er hatte den Auftrag, Bedrohte zu schützen; denn das Volk war wild geworden, und viele waren bedroht. Er hatte Auftrag, lieber den einzelnen preiszugeben, als die Gesamtheit zu gefährden.“ Der König dachte lange und mühsam nach. „Von wem hatte der Castro den Auftrag?“ fragte er heiser. Don Rodrigue, langsam und klar, antwortete: „Von Dona Leonor.“ (S. 443)

Der Castro, der es nicht verwunden hat, dass Don Jehuda sein Castillo, das doch in Wirklichkeit von einem Ibn Esra erbaut worden war, in Besitz genommen hatte, und Dona Leonor, die gekränkte Königin, stehen hinter den Morden.

Der König ist gezwungen, einen zwölfjährigen, für ihn nicht sehr vorteilhaften Friedensvertrag zu unterzeichnen.

Ich bin nicht einmal traurig. Ich bin ruhig geworden. Ich bin frei von heftigen Süchten. Ich bin ein besserer König geworden. Ich sollte es zufrieden sein. Ich bin es nicht.

Ich werde wohl meinen großen Feldzug noch erleben, und ich werde ihn führen können an der Spitze eines geeinigten Hispaniens. Aber auch in der Minute, da ich den Sieg in der Hand habe, werde ich nichts Heißeres fühlen als: Jetzt ist es soweit, ich habe meine Pflicht getan, und wenn es hoch kommt, wird es Erleichterung sein, Glück wird es nicht sein. Was mir an Glück zugesessen war, liegt hinter mir. Es war da, ich hab es in meinen Armen gehalten, es hat sich mir angeschmiegt, weich und betäubend süß. Aber ich war leichtsinnig und bin davongegangen. Und jetzt tragen sie, was mir an Glück bestimmt war, dort unten vorbei.

Zwölf Jahre soll ich warten auf meinen Feldzug. Ich habe nie warten können; das Leben ist mir gerannt wie ein Pferd. Jetzt kriecht es mir wie eine Schnecke. Das Jahr dehnt sich, der Tag dehnt sich. Und ich halte es aus, ich werde nicht einmal zornig. Und daß ich so warten kann, das ist das Schlimmste.

Ich werde auch den Feldzug mit Bedacht führen. Nichts wird dasein von dem wilden, seligen Mut von früher. Sie werden schreien: A lor, a lor!, und ich werde nicht mitschreien.

Er mühte sich, an denjenigen zu denken, für den er den Feldzug führen wird, an den kleinen Fernän; aber er sah kein klares Bild, und keine Wärme ging aus von dem Bild des Enkels. Alles, was jetzt um Alfonso war, blieb sonderbar vag, nebelhaft, unwirklich. (S. 498)

Wie es scheint, ist der König nun endlich geläutert und ist gewillt, die Geduld zu zeigen, die ihn Don Jehuda vergeblich gelehrt hat. Damit endet der Bericht.

In späteren Jahren, die hier nicht mehr verzeichnet sind, gelingt es dem Don Alfon-

so dank einer Allianz mit den anderen Herrschern, den Almohaden eine große Niederlage zuzufügen, die einen wichtigen Schritt der Reconquista darstellt.

Die Geschichte der *Jüdin von Toledo* beziehungsweise der *Spanischen Ballade*, wie der Roman im westdeutschen Rowohltverlag hieß, folgt einerseits der Geschichte, andererseits lässt der Autor auch die Phantasie walten, die sich insbesondere an der historisch nicht belegten Legende von der „Formosa“, der schönen Jüdin, entzündet.

Lion Feuchtwanger stellt in *Die Jüdin von Toledo* drei Kulturen gegeneinander, die sich im Spanien der Reconquista begegnen: die maurische, hochentwickelt und verfeinert, ganz der Ästhetik hingegeben, aber bereits im Abstieg begriffen; die jüdische, dem Diesseits verhaftet, nach Erkenntnis strebend, vom Ringen um Sicherheit und Wohlstand bestimmt; die christliche, hier in Spanien besonders rückschrittlich, teils jenseitsgewandt, teils noch dem Geist des germanischen Heldenstums verhaftet, erst langsam die höfischen Ideale Frankreichs aufnehmend. Dabei lässt er den Leser diese

Kulturen jeweils aus der Sicht seiner Repräsentanten erfahren, durch innere Anteilnahme anstelle von äußerer Kritik, so dass sich der Leser ein Bild der Mentalitäten der damaligen Zeit machen kann.

Für die maurische Kultur stehen der Arzt Musa, aber auch Jehuda und seine Tochter, die sich zwar dem Judentum zuwenden wollen und innere Bande dazu verspüren, aber dennoch Schwierigkeiten haben, sich darin einzufinden.

Repräsentant der Juden ist vor allem Don Ephraim Bar Abba, der Vorstand der jüdischen Gemeinde, dem Jehudas Unbekümmertheit, Stolz und unerschütterliche Zuversicht ein Greuel sind. Ephraim, für den die Unauffälligkeit die wichtigste, die lebensrettende Tugend darstellt, sieht aus allen großherzigen Bemühungen Jehudas nur Not und Elend, Verfolgung und Gefahr erwachsen – und er wird damit Recht behalten, denn so sehr Jehuda als Berater des Königs den Krieg hinauszuzögern versucht, eines Tages kommt er und bringt unermessliches Leid; auch Jehuda, seine Tochter und sein Sohn fallen dem Hass der nach ei-

nem Sündenbock für die Niederlage suchenden Christen zum Opfer.

Auf Seiten der Christen lernen wir vor allem König Alfonso kennen, der hin und her gerissen ist zwischen den christlichen Tugenden und seinem unbändigen Kampfeswillen einerseits und seiner besessenen Liebe zur schönen Raquel andererseits.

Die am eindringlichsten gezeichnete Person ist aber erstaunlicherweise eine Nebenfigur, nämlich der provencalische Baron Bertran de Born, eine historische Figur (etwa 1140 bis 1215), einer der berühmtesten Troubadoure des zwölften Jahrhunderts. Dass er die lebendigste Figur ist, ist vielleicht kein Zufall, denn viele seiner Gedichte und Balladen sind überliefert und geben einen guten Einblick in seine Persönlichkeit: Ruhe, Stillstand, Sicherheit, das ist nichts für ihn, er liebt die Umwälzung, den Kampf, den Krieg. Sogar der Ruin ist ihm lieber als der Wohlstand, denn aus Ersterem erwachsen neue Bemühungen, neue Abenteuer. Hier folgt die erste Strophe des Liedes von Jung und Alt, in der Übersetzung von Jon Corelis.

I love to see the previous order turning,  
when the old leave all their property to  
youth:  
it's this, not buzz of bee or flowers re-  
turning,  
that makes me feel that I'm alive in truth;  
and if a man produces sons enough,  
the chances are at least one will be  
tough;  
and a younger loyalty in love or war  
will make the heart and sword arm  
young once more.

Belh m'es quan vey camjar lo senhoratge,  
El viel laixan als joves lurs maizos –  
E quascus pot giquir a son linhatge  
Aitans d'efans que l'us puest'esser pros –  
Ladoncs m'es belh, qu'el segle renovelh  
Mielhs qe per flor ni per chantar d'auzelh.  
E qui dona ni senhor pot camjar,  
Vielh per jove, ben deu renovelar.

Vielleicht war es eben dieses Lied, aus dem auch Feuchtwanger in eigener Übersetzung zitiert, mit dem er den jungen König Heinrich gegen seinen Vater, Heinrich II. von England, zur Rebellion aufgestachelt hat,

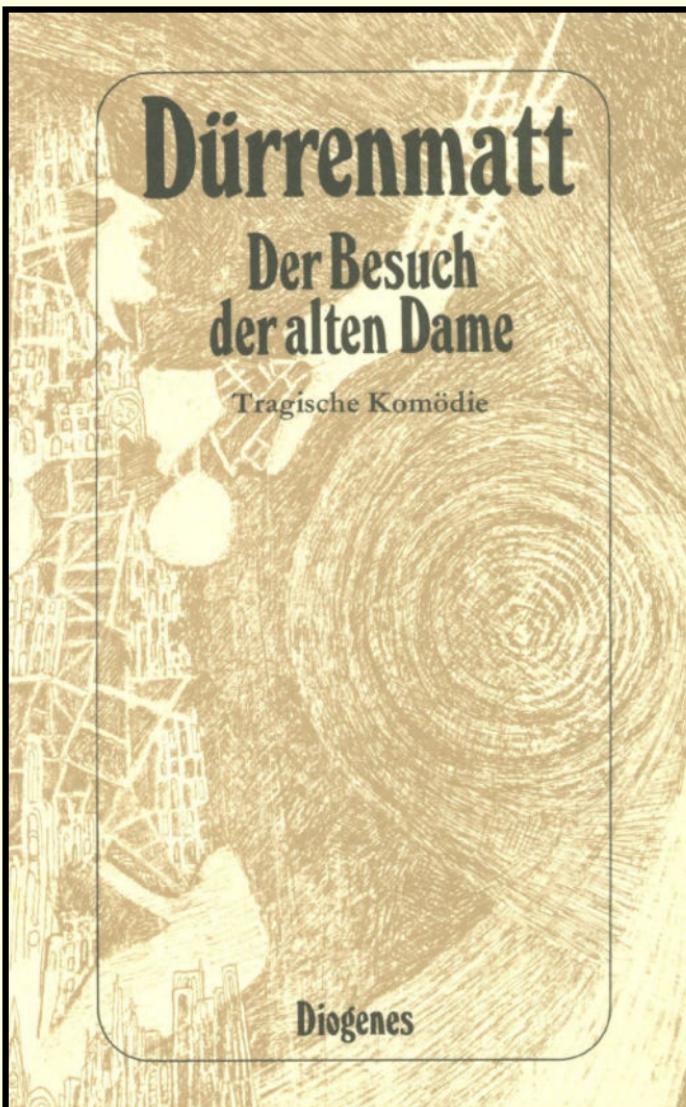
wobei der Jüngere den Tod fand – bereut wird Bertran das kaum haben. Auch in Feuchtwangers Roman ist es Bertran, der König Alfonso zu einem aberwitzigen Vertragsbruch und Kriegsabenteuer anstachelt, wodurch das halbe Kastilien verloren geht. Aber auch Feuchtwanger kann nicht umhin, den wahnwitzigen Lebensmut des zur Zeit der Romanhandlung schon sechzigjährigen Troubadours zu bewundern, der so ganz ohne jeden Selbstzweifel und ohne jede Reue sein Leben nach eigenem Gusto lebt.

Lion Feuchtwangers Anliegen war es jedenfalls, eine außergewöhnliche Liebesgeschichte am Schnittpunkt dreier Kulturen darzustellen und darüberhinaus vom ewigen Leid des jüdischen Volkes zu erzählen. Er selbst – geboren 1884 in München, gestorben 1958 in Los Angeles – musste 1933 wegen seiner Abstammung Deutschland verlassen, wurde in Südfrankreich interniert, konnte aber in die USA fliehen. 1954, als er diesen Roman schrieb, gab es wirklich viel zu beklagen über das Schicksal der Juden. Trotzdem endet der Roman mit einer verhalten optimistischen Note: Nach der großen Niederlage muss König Alfonso ei-

nen zwölfjährigen Frieden schließen, und Jehudas Vorarbeit trägt schließlich doch noch Früchte im Wiederaufbau Kastiliens, und der Sohn Alfonsos und Raquels wird im Verborgenen in der Religion seiner Väter erzogen. Im Roman nicht mehr geschildert, sammelt der klüger gewordene Alfonso nach Ablauf des Friedensvertrags viele Verbündete und schlägt die Mauren 1212 vernichtend.

Zum Schluss muss man noch hervorheben, dass dieser historische Roman in einer ganz ungewöhnlich schönen und doch leicht und flüssig lesbaren Sprache erzählt ist – allein dadurch sticht er schon unter hunderten seiner Gattung hervor. Darüberhinaus wohnt ihm aber auch noch eine mitreißende Spannung inne, die den Leser nicht aufblicken lässt, bevor er nicht den Roman beendet hat. Über siebzig Jahre ist er nun schon alt, aber das Genre des historischen Romans, das in der Zwischenzeit von als seriös gelten wollenden Autoren gemieden wird, hat Vergleichbares kaum mehr hervorgebracht.





# Dürrenmatt

## Der Besuch der alten Dame

Tragische Komödie

Diogenes

## \*Dürrenmatt, Friedrich: Besuch der alten Dame

Friedrich Dürrenmatt [Friedrich Josef Dürrenmatt, 1921–1990]

*Der Besuch der alten Dame. Tragische Komödie (1956)*

detebe 20 835 (TB 152 S./DM 6,80)

Zürich 1984

Genre: Phantastische Satire

DER VIERTE Vor fünf Jahren hielten die ‚Gudrun‘ und der ‚Rasende Roland‘ in Güllen. Dazu noch der ‚Diplo-mat‘ und die ‚Lorelei‘, alles Expreßzüge von Bedeutung.

DER ERSTE Von Weltbedeutung.

*Glockenton.*

DER ZWEITE Nun halten nicht einmal die Personenzüge. Nur zwei von Kaffigen und der Einuhrdreizehn von Kalberstadt.

DER DRITTE Ruiniert.

DER VIERTE Die Wagnerwerke zusammengekracht. der erste Bockmann bankrott.

DER ZWEITE Die Platz-an-der-Sonne-Hütte eingegangen. der dritte Leben von der Arbeitslosenunterstützung. der vierte Von der Suppenanstalt. der erste Leben? der zweite Vegetieren. der dritte Krepieren. der vierte Das ganze Städtchen.

*Zuggeräusch, der Bahnhofsvorstand salutiert. Die Männer verfolgen den Zug mit einer Kopfbewegung von rechts nach links.*

DER VIERTE Der ‚Diplomat‘. der dritte Dabei waren wir eine Kulturstadt. der zweite Eine der ersten im Lande. der erste In Europa. (S. 15)

Die Kleinstadt Gütten in der schönen Schweiz war einmal kulturell und industriell herausragend. Aber durch eine Kette unglücklicher Ereignisse ist Gütten so heruntergekommen, dass nicht einmal mehr die Eisenbahn hier hält. Die arbeitslosen Bewohner verbringen ihre Zeit am Bahnhof, um den vorbeifahrenden Zügen nachzuschauen.

DER BÜRGERMEISTER Mit dem Ein-  
uhrdreizehn-Personenzug von Kalber-  
stadt kommt der hohe Guest.

DER LEHRER Der gemischte Chor  
singt, die Jugendgruppe.

DER PFARRER Die Feuerglocke bim-  
melt. Die ist noch nicht versetzt.

DER BÜRGERMEISTER Auf dem Markt-  
platz bläst die Stadtmusik, und der  
Turnverein bildet eine Pyramide zu Eh-  
ren der Milliardärin. Dann ein Essen im  
Goldenem Apostel. Leider reicht es fi-  
nanziell nicht zur Beleuchtung des  
Münsters und des Stadthauses am  
Abend.

DER PFÄNDUNGSBEAMTE *kommt aus*  
*dem Häuschen* Guten Morgen, Herr Bürgermeister. Grüße recht herzlich.

DER BÜRGERMEISTER Was wollen Sie  
denn hier, Pfändungsbeamter Glutz?

DER PFÄNDUNGSBEAMTE Das wissen  
Herr Bürgermeister schon. Ich stehe vor  
einer Riesenaufgabe. Pfänden Sie mal  
eine ganze Stadt.

DER BÜRGERMEISTER Außer einer al-  
ten Schreibmaschine finden Sie im  
Stadthaus nichts.

DER PFÄNDUNGSBEAMTE Herr Bürgermeister vergessen das Güllener Heimatmuseum.

DER BÜRGERMEISTER Schon vor drei Jahren nach Amerika verkauft. Unsere Kassen sind leer. Kein Mensch bezahlt Steuern. (S. 16)

Doch heute ist ein besonderer Tag, denn die Güllener erwarten einen hohen Gast. Die Freude darüber kann nicht einmal der Pfändungsbeamte trüben, denn in Güllen gibt es nicht mehr, was nicht schon ge pfändet oder verkauft wäre. Es kommt keine Geringe als die reichste Frau der Welt, Claire Zachanassian, geboren in Güllen als Klara Wäscher.

Während der Bürgermeister noch überlegt, wie man die Vorzüge des Gastes in der Ansprache hinreichend würdigen kann und während er Alfred Ill, den früheren Freund von Claire, ermahnt, ihr möglichst viel Geld abzuluchsen, hält zur allgemeinen Verblüfung der Schnellzug.

*Von rechts kommt Claire Zachanassian,  
zweiundsechzig, rothaarig, Perlenhals-*

*band, riesige goldene Armringe, auf ge-  
donnert, unmöglich, aber gerade darum  
wieder eine Dame von Welt, mit einer selt-  
samen Grazie, trotz allem Grotesken. Hin-  
ter ihr das Gefolge, der Butler Boby, etwa  
achtzig, mit schwarzer Brille, ihr Gatte VII  
(groß, schlank, schwarzer Schnurrbart) mit  
kompletter Angel-Ausrüstung. Ein aufge-  
reger Zugführer begleitet die Gruppe, rote  
Mütze, rote Tasche.*

CLAIRE ZACHANASSIAN Bin ich in Güll-  
len?

DER ZUGFÜHRER Sie zogen die Not-  
bremse, Madame.

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich ziehe im-  
mer die Notbremse. (S. 22f)

Ill und Claire begrüßen sich als alte Freun-  
de.

ILL Klara.

CLAIRE ZACHANASSIAN Alfred.

ILL Schön, daß du gekommen bist.

CLAIRE ZACHANASSIAN Das habe ich  
mir immer vorgenommen. Mein Leben  
lang, seit ich Güllen verlassen habe.

ILL unsicher Das ist lieb von dir.

CLAIRES ZACHANASSIAN Auch du hast an mich gedacht?

ILL Natürlich. Immer. Das weißt du doch, Klara.

CLAIRES ZACHANASSIAN Es war wunderbar, all die Tage, da wir zusammen waren.

ILL *stolz* Eben. *Zum Lehrer* Sehen Sie, Herr Lehrer, die habe ich im Sack.

CLAIRES ZACHANASSIAN Nenne mich, wie du mich immer genannt hast.

ILL Mein Wildkätzchen.

CLAIRES ZACHANASSIAN *schnurrt wie eine alte Katze* Wie noch?

ILL Mein Zauberhexchen.

CLAIRES ZACHANASSIAN Ich nannte dich: mein schwarzer Panther.

ILL Der bin ich noch.

CLAIRES ZACHANASSIAN Unsinn. Du bist fett geworden. Und grau und versoffen.

ILL Doch du bist die gleiche geblieben. Zauberhexchen.

CLAIRES ZACHANASSIAN Ach was. Auch ich bin alt geworden und fett. Dazu ist mein linkes Bein hin. Ein Autounfall. Ich fahre nur noch Schnellzüge. Doch die

Prothese ist vortrefflich, findest du nicht? *Sie hebt ihren Rock in die Höhe und zeigt ihr linkes Bein.* Läßt sich gut bewegen. (S. 26f)

So jung und schön wie damals sind Beide nicht mehr: Ill ist alt und versoffen; Claire ist alt und hat eine Beinprothese, ihre rechte Hand ist aus Elfenbein.

DER BÜRGERMEISTER Unser Pfarrer,  
gnädige Frau.

DER PFARRER zieht den Zylinder, verneigt sich.

CLAIRES ZACHANASSIAN Ei, der Pastor.  
Pflegen Sie Sterbende zu trösten?

DER PFARRER verwundert Ich gebe mir Mühe.

CLAIRES ZACHANASSIAN Auch solche,  
die zum Tode verurteilt wurden?

DER PFARRER verwirrt Die Todesstrafe  
ist in unserem Lande abgeschafft, gnädige Frau.

CLAIRES ZACHANASSIAN Man wird sie  
vielleicht wieder einführen. (S. 30)

Dass Claire Zachanassian andeutet, es könnte die Todesstrafe in Güllen vollstreckt werden, weist auf kommendes Unheil hin. Auch dass Roby und Toby, zwei von Claire freigekaufte, ursprünglich zum Tode verurteilte Gangster, einen Sarg bringen, ist kein gutes Zeichen. Aber die Reise in den Ort geht weiter, wobei sich Claire von Roby und Toby in einer Sänfte tragen lässt. Zu Claires Menagerie gehörten außerdem Koby und Loby, zwei dickliche, stets fröhliche Blinde. Boby der Butler und Moby der Gemahl sowie ein schwarzer Panther sollten auch erwähnt werden.

Dem Lehrer wird der Besuch bereits unheimlich.

DER LEHRER Seit mehr denn zwei Jahrzehnten korrigiere ich die Latein- und Griechischübungen der Güllener Schüler, doch was Gruseln heißt, Bürgermeister, weiß ich erst seit einer Stunde. Schauerlich, wie sie aus dem Zuge stieg, die alte Dame mit ihren schwarzen Gewändern. Kommt mir vor wie eine Parze, wie eine griechische Schicksalsgöttin. Sollte KloTho heißen, nicht Claire,

der traut man es noch zu, daß sie Lebensfäden spinnt. (S. 35)

Claire und Ill hängen Erinnerungen nach, insbesondere im Konradsweilerwald.

CLAIRE ZACHANASSIAN Auf diesem Findling küßten wir uns. Vor mehr als fünfundvierzig Jahren. Wir liebten uns unter diesen Sträuchern, unter dieser Buche, zwischen Fliegenpilzen im Moos. Ich war siebzehn und du noch nicht zwanzig. Dann hast du Mathilde Blumhard geheiratet mit ihrem Kleinwarenladen und ich den alten Zachanassian mit seinen Milliarden aus Armenien. Er fand mich in einem Hamburger Bordell. Meine roten Haare lockten ihn an, den alten, goldenen Maikäfer. (S. 38)

Als nächstes darf Claire eine Turner-Vorführung bewundern, wobei sie fragt, ob der muskelbepackte Athlet schon einmal jemand erwürgt hat.

Schließlich rückt Claire mit ihrer Gabe an Güllen heraus: Sie will die Stadt eine ganze Milliarde stiften.

Claire Zachanassian [...] Um jedoch meinen Beitrag an eure Freude zu leisten, will ich gleich erklären, daß ich bereit bin, Güllen eine Milliarde zu schenken. Fünfhundert Millionen der Stadt und fünfhundert Millionen verteilt auf alle Familien.

Der Butler stellt sich als ehemaliger Oberrichter Hofer aus Güllen vor und erläutert Claires Wunsch nach Gerechtigkeit, deren Erfüllung an die Milliardengabe gebunden ist.

DER BUTLER Wie ihr vernommen habt, bietet Frau Claire Zachanassian eine Milliarde und will dafür Gerechtigkeit. Mit anderen Worten: Frau Claire Zachanassian bietet eine Milliarde, wenn ihr das Unrecht wiedergutmacht, das Frau Zachanassian in Güllen angetan wurde. Herr 111, darf ich bitten.

ILL steht auf, bleich, gleichzeitig erschrocken und verwundert.

ILL Was wollen Sie von mir?

DER BUTLER Treten Sie vor, Herr Ill.

ILL Bitte. Er tritt vor den Tisch rechts.  
Lacht verlegen. Zuckt die Achseln.

DER BUTLER Es war im Jahre 1910. Ich war Oberrichter in Güllen und hatte eine Vaterschaftsklage zu behandeln. Claire Zachanassian, damals Klara Wässcher, klagte Sie, Herr Ill, an, der Vater ihres Kindes zu sein.

ILL schweigt.

DER BUTLER Sie bestritten damals die Vaterschaft, Herr Ill. Sie hatten zwei Zeugen mitgebracht.

ILL Alte Geschichten. Ich war jung und unbesonnen. (S. 47)

Ill hatte in seiner Jugend Klara geschwängert, bestritt aber vor Gericht die Vaterschaft, wozu er zwei Freunde als Zeugen vorbrachte, die beschworen, ebenfalls mit Klara geschlafen zu haben. Diese Beiden befinden sich jetzt, blind und entmannt und immerfort fröhlich, in der Gefolgschaft von Claire.

Das Kind starb bald, und Klara landete im Bordell, wo sie ihren ersten Gatten kennenlernte.

DER BUTLER Was geschah mit Ihnen?

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich wurde eine Dirne.

DER BUTLER Weshalb?

CLAIRE ZACHANASSIAN Das Urteil des Gerichts machte mich dazu.

DER BUTLER Und nun wollen Sie Gerechtigkeit, Claire Zachanassian?

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich kann sie mir leisten. Eine Milliarde für Güllen, wenn jemand Alfred Ill tötet.

*Totenstille.*

*FRAU ILL stürzt auf Ill zu, umklammert ihn Fredi!*

ILL Zauberhexchen! Das kannst du doch nicht fordern! Das Leben ging doch längst weiter!

CLAIRE ZACHANASSIAN Das Leben ging weiter, aber ich habe nichts vergessen, Ill. Weder den Konradsweilerwald noch die Petersche Scheune, weder die Schlafkammer der Witwe Boll noch deinen Verrat. Nun sind wir alt geworden, beide, du verkommen und ich von den Messern der Chirurgen zerfleischt, und jetzt will ich, daß wir abrechnen, beide: Du hast dein Leben ge-

wählt und mich in das meine gezwungen. Du wolltest, daß die Zeit aufgehoben würde, eben, im Wald unserer Jugend, voll von Vergänglichkeit. Nun habe ich sie aufgehoben, und nun will ich Gerechtigkeit, Gerechtigkeit für eine Milliarde. (S. 50)

Wie nicht anders zu erwarten, lehnen die Güllener geschlossen das unmoralische Angebot, Ill für eine Zahlung von einer Milliarde zu töten, einhellig ab.

DER BÜRGERMEISTER Frau Zachanassian: Noch sind wir in Europa, noch sind wir keine Heiden. Ich lehne im Namen der Stadt Güllen das Angebot ab. Im Namen der Menschlichkeit. Lieber bleiben wir arm denn blutbefleckt.

*Riesiger Beifall.*

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich warte.  
(S. 51)

Als nächstes erleben wir Ill in seinem von seiner Frau mit in die Ehe gebrachten Gemischtwarenladen. Die Leute sind heute besonders eifrig beim Einkaufen und leisten

sich die gute Waren, die sie sonst aus Geldmangel nicht genommen hätten. Aber sie brauchen nicht zu bezahlen, sondern lassen anschreiben, wobei Ill entweder noch arglos ist oder nur gute Miene zum bösen Spiel macht, während dem Leser bereits deutlich wird, dass die Stimmung in Güllen umgeschlagen hat.

ILL Eine Kundschaft habe ich diesen Morgen. Sonst die ganze Zeit niemand, und nun strömt's seit einigen Tagen.

DER ERSTE Wir stehen eben zu Ihnen.  
Zu unserem Ill. Felsenfest. (S. 56)

Claire hat sich unterdessen von Gatte VII scheiden lassen will Gatte VIII, Hopsi genannt, heiraten. Der Panther ist entkommen, was Claire nicht weiter beunruhigt.

Ill wiederum bemerkt, dass seine Kunden auch in allen anderen Geschäften Kredit haben. Trotz ihrer Beteuerungen, felsenfest zu ihm zu halten, wird Ill langsam nervös. Ill wendet sich an den Polizisten mit der Forderung, Claire zu verhaften, weil sie die Güllener zum Mord an seiner Person anstifte. Der Polizist hält dagegen, dass es

sich nur um einen Scherz handeln könne, denn für einen Mord bezahlen man höchstens ein paar Tausend, aber nie eine Milliarde. Aber wenn doch ein ernsthafter Versuch gemacht werde, Ill zu ermorden, werde er, der Polizist, selbstverständlich einschreiten. Dass der Polizist nun plötzlich das teure Pilsener Bier trinkt statt dem unbekömmlichen hiesigen, ist nicht dazu angestan, Ill zu beruhigen. Das folgende Gespräch Ills mit dem Bürgermeister, der auf einmal die teuersten Zigarren raucht, verläuft ähnlich.

Als letzten möglichen Helfer sucht Ill den Pfarrer auf.

ILL Ich fürchte mich.

DER PFARRER Fürchten? Wen?

ILL Die Menschen.

*Der Besuch der alten Dame*

DER PFARRER Daß die Menschen Sie töten, Ill?

ILL Sie jagen mich wie ein wildes Tier.

DER PFARRER Man soll nicht die Menschen fürchten, sondern Gott, nicht den Tod des Leibes, den der Seele. Knöpfe den Talar hinten zu, Sigrist.

*Überall an den Wänden der Bühne werden die Gällener sichtbar, DER POLIZIST zuerst, DER BÜRGERMEISTER, die Vier, der Maler, DER LEHRER, herumspähend, die Gewehre schußbereit, herumschleichend.*

ILL Es geht um mein Leben.

DER PFARRER Um Ihr ewiges Leben.

ILL Der Wohlstand steht auf.

DER PFARRER Das Gespenst Ihres Gewissens.

ILL Die Leute sind fröhlich. Die Mädchen schmücken sich. Die Burschen tragen bunte Hemden. Die Stadt bereitet sich auf das Fest meiner Ermordung vor, und ich krepiere vor Entsetzen.

DER PFARRER Positiv, nur positiv, was Sie durchmachen.

ILL Es ist die Hölle. (S. 74f)

Auch vom Pfarrer kommt keine Hilfe, denn dieser spricht nur von Sünde und Reue und vom Ewigen Leben. Nebenbei hat er für die Kirche eine zweite, teure Glocke angegeschafft.

DER PFARRER Die Hölle liegt in Ihnen. Sie sind älter als ich und meinen die

Menschen zu kennen, doch kennt man nur sich. Weil Sie ein Mädchen um Geld verraten haben, einst vor vielen Jahren, glauben Sie, auch die Menschen würden Sie nun um Geld verraten. Sie schließen von sich selbst auf andere. Nur allzu natürlich. Der Grund unserer Furcht liegt in unserem Herzen, liegt in unserer Sünde: Wenn Sie dies erkennen, besiegen Sie, was Sie quält, erhalten Waffen, dies zu vermögen. (S. 75)

Der entlaufene Panther wird direkt vor Ills Laden gestellt und erschossen. Die Güllener üben angesichts des verstorbenen Tieres eine Trauerode ein, von der Ill meint, dass sie für ihn bestimmt sei.

Ill bedroht Claire mit einem Gewehr, kann sich aber, da sie sich nicht vor ihm fürchtet, entschließen, sie zu töten. Daraufhin geht er mit einem Koffer zum Bahnhof, um nach Australien auszuwandern, was die um seine Gesundheit besorgten Güllener jedoch gemeinschaftlich verhindern, indem sie Ill in solche Angst versetzen, dass er es nicht wagt, einzusteigen.

Der Lehrer, von einer Art Gewissen geplagt, bittet Claire, ob sie nicht Güllen auch ohne den Mord an Ill retten könne. Da erklärt Claire, dass sie sämtliche Werke in Güllen aufgekauft hat, nur zu dem Zweck, sie stillzulegen und die Stadt in den Ruin zu treiben.

CLAIRE ZACHANASSIAN Die Menschlichkeit, meine Herren, ist für die Börse der Millionäre geschaffen, mit meiner Finanzkraft leistet man sich eine Weltordnung. Die Welt machte mich zu einer Hure, nun mache ich sie zu einem Bordell. Wer nicht blechen kann, muß hinhalten, will er mittanzen. Ihr wollt mittanzen. Anständig ist nur, wer zahlt, und ich zahle. Güllen für einen Mord, Konjunktur für eine Leiche. (S. 92)

Claire lässt sich nicht erweichen, zu lange schon hegt sie ihre Rachepläne.

Frau Ill wiederum steht an der Verkaufstheke ihres vollständig renovierten Ladens, weil sich ihr Mann in der Wohnung verkriecht. Güllener kaufen bei ihr Beile und bewachen den Wohnungseingang, wobei

sie den Zorn Claires mit starken Worten rechtfertigen. Ills Kinder tauchen auf, beide neu und schick ausgestattet. Warum sollten sie auch als einzige darben, wenn alle anderen schwelgen?

Nur der Lehrer steht noch auf Ills Seite.

DER LEHRER Das Verhängnis ist bedenklich gediehen! Wie beim Ödipus: angeschwollen wie eine Kröte!

DIE TOCHTER *flehend* Herr Lehrer!

DER LEHRER Du enttäuschest mich, Töchterchen. Es wäre an dir zu reden, und nun muß es dein alter Lehrer tun mit Donnerstimme!

DER MALER *reißt ihn vom Faß* Du willst mir wohl meine künstlerische Chance zerstören! Einen Christus habe ich gemalt, einen Christus!

DER LEHRER Ich protestiere! Ange-sichts der Weltöffentlichkeit! Ungeheuerliche Dinge bereiten sich vor in Güllen! (S. 100)

Aber Ill will sich nicht mehr helfen lassen. Er weiß um seine Schuld und fügt sich in seinen Tod – aber mit einem Hintergedan-

ken: Er will den Güllenern allesamt den Mord an seiner Person aufhalsen. Das wird seine Rache, über den Tod hinaus.

DER LEHRER Ich wollte Ihnen helfen. Aber man schlug mich nieder, und auch Sie wollten es nicht. Ach, 111. Was sind wir für Menschen. Die schändliche Milliarde brennt in unseren Herzen. Reißen Sie sich zusammen, kämpfen Sie um Ihr Leben, setzen Sie sich mit der Presse in Verbindung, Sie haben keine Zeit mehr zu verlieren.

ILL Ich kämpfe nicht mehr.

DER LEHRER *verwundert* Sagen Sie mal, Sie haben wohl ganz den Verstand verloren vor Angst?

ILL Ich sah ein, daß ich kein Recht mehr habe.

DER LEHRER Kein Recht? Gegenüber dieser verfluchten alten Dame, dieser Erzhure, die ihre Männer wechselt vor unseren Augen, schamlos, die unsere Seelen einsammelt?

ILL Ich bin schließlich schuld daran.

DER LEHRER Schuld?

ILL Ich habe Klara zu dem gemacht, was sie ist, und mich zu dem, was ich bin, ein verschmierter windiger Krämer. Was soll ich tun, Lehrer von Güllen? Den Unschuldigen spielen? Alles ist meine Tat, die Eunuchen, DER BUTLER, der Sarg, die Milliarde. Ich kann mir nicht mehr helfen und auch euch nicht mehr. (S. 103f)

Selbst der Lehrer muss bekennen, dass er dem Druck nicht ewig standhalten wird.

DER LEHRER Bin nüchtern. Auf einmal. *Er geht schwankend auf Ill zu.* Sie haben recht. Vollkommen. Sie sind schuld an allem. Und nun will ich Ihnen etwas sagen, Alfred Ill, etwas Grundsätzliches. *Er bleibt kerzengerade vor Ill stehen, nur noch leicht schwankend.* Man wird Sie töten. Ich weiß es, von Anfang an, und auch Sie wissen es schon lange, auch wenn es in Güllen sonst niemand wahrhaben will. Die Versuchung ist zu groß und unsere Armut zu bitter. Aber ich weiß noch mehr. Auch ich werde mitmachen. Ich fühle, wie ich langsam zu

einem Mörder werde. Mein Glaube an die Humanität ist machtlos. Und weil ich es weiß, bin ich ein Säufer geworden. Ich fürchte mich, Ill, so wie Sie sich gefürchtet haben. Noch weiß ich, daß auch zu uns einmal eine alte Dame kommen wird, eines Tages, und daß dann mit uns geschehen wird, was nun mit Ihnen geschieht, doch bald, in wenigen Stunden vielleicht, werde ich es nicht mehr wissen. *Schweigen.* Noch eine Flasche Steinhäger. (S. 104)

Der Bürgermeister kommt und lädt Ill zu einer Versammlung ein, bei der über sein Schicksal abgestimmt werden soll, allerdings in einer solchen Weise, dass die anwesende Presse nicht bemerkt, worum es sich tatsächlich geht.

DER BÜRGERMEISTER Ich bringe ein Gewehr.

ILL Danke.

DER BÜRGERMEISTER Es ist geladen.

ILL Ich brauche es nicht.

DER BÜRGERMEISTER *lehnt das Gewehr an den Ladentisch.*

DER BÜRGERMEISTER Heute abend ist Gemeindeversammlung. Im Goldenen Apostel. Im Theatersaal.

ILL Ich komme.

DER BÜRGERMEISTER Alle kommen. Wir behandeln Ihren Fall. Wir sind in einer gewissen Zwangslage.

ILL Finde ich auch.

DER BÜRGERMEISTER Man wird den Vorschlag ablehnen.

ILL Möglich.

DER BÜRGERMEISTER Man kann sich freilich irren.

ILL Freilich.

*Schweigen.*

DER BÜRGERMEISTER *vorsichtig* In diesem Fall, würden Sie den Urteilsspruch annehmen, Ill? Die Presse ist nämlich dabei.

ILL Die Presse?

DER BÜRGERMEISTER Auch der Rundfunk, das Fernsehen, die Filmwohnschau. Eine heikle Situation, nicht nur für Sie, auch für uns, glauben Sie mir. Als Heimatstädtchen der Dame und durch ihre Heirat im Münster sind wir so bekannt geworden, daß eine Repor-

tage über unsere alten demokratischen Einrichtungen gemacht wird. (S. 106f)

ILL ist erklärt sich einverstanden, kein Aufstehen zu erregen, sondern den Beschluss still anzunehmen.

DER BÜRGERMEISTER Ich orientiere die Presse dahin, daß -möglicherweise – Frau Zachanassian eine Stiftung errichten werde und daß Sie, Ill, diese Stiftung vermittelt hätten als ihr Jugendfreund. Daß Sie dies waren, ist ja nun bekannt geworden. Damit sind Sie rein äußerlich reingewaschen, was sich auch ereignet.

ILL Das ist lieb von Ihnen.

DER BÜRGERMEISTER Ich tat es nicht Ihnen, sondern Ihrer kreuzbraven, ehrlichen Familie zuliebe, offen gestanden.

ILL Begreife.

DER BÜRGERMEISTER Wir spielen ein faires Spiel, das müssen Sie zugeben. Sie haben bis jetzt geschwiegen. Gut. Doch werden Sie auch weiterhin schweigen? Wenn Sie reden wollen, müssen wir das

Ganze eben ohne Gemeindeversammlung machen.

ILL Verstehe.

DER BÜRGERMEISTER Nun?

ILL Ich bin froh, eine offene Drohung zu hören.

DER BÜRGERMEISTER Ich drohe Ihnen nicht, 111, Sie drohen uns. Wenn Sie reden, müssen wir dann eben auch handeln. Vorher.

ILL Ich schweige.

DER BÜRGERMEISTER Wie der Beschuß der Versammlung auch ausfällt?

ILL Ich nehme ihn an. (S. 108)

Der Bürgermeister deutet Ill gegenüber an, dass es für ganz Güllen das Beste wäre, wenn dieser sich mit dem Gewehr selbst richten würde. Aber nein, diese Bürde will Ill den Bürgern nicht abnehmen.

Ill unternimmt eine letzte Fahrt mit dem neuen Wagen seines Sohnes. Dann geht er in den Konradsweilerwald, wo er Claire trifft, die eben ihren Gatten IX geehelicht hat.

CLAIRE ZACHANASSIAN Auch. Darf ich mich zu dir setzen?

ILL Aber bitte. Ich habe eben von meiner Familie Abschied genommen. Gehn ins Kino. Karl hat sich einen Wagen angeschafft.

CLAIRE ZACHANASSIAN Fortschritt. *Sie setzt sich rechts neben III.*

ILL Ottilie nimmt einen Kurs für Literatur. Dazu Englisch und Französisch.

CLAIRE ZACHANASSIAN Siehst du, der Sinn für Ideale ist ihnen doch gekommen. Komm Zoby, verneig dich. Mein neunter Mann. Nobelpreisträger.

ILL Sehr erfreut. (S. 114f)

Eigenartigerweise scheint die frühere Zuneigung zwischen den beiden Alten wieder aufzuleben.

ILL Heute abend versammelt sich die Gemeinde. Man wird mich zum Tode verurteilen, und einer wird mich töten. Ich weiß nicht, wer er sein wird und wo es geschehen wird, ich weiß nur, daß ich ein sinnloses Leben beende.

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich liebte dich. Du hast mich verraten. Doch den Traum von Leben, von Liebe, von Vertrauen, diesen einst wirklichen Traum habe ich nicht vergessen. Ich will ihn wieder errichten mit meinen Milliarden, die Vergangenheit ändern, indem ich dich vernichte.

Dann kommt der Abschied.

CLAIRE ZACHANASSIAN Adieu, Alfred.  
ILL Adieu, Klara. (S. 118)

Im Theatersaal im Goldenen Apostel findet die Gemeindeversammlung statt, begleitet von einem Radiokommentar.

Der Lehrer hält eine tiefbewegende Rede, in der er erklärt, dass es hier nicht um die Schenkung von einer Milliarde gehe, sondern darum, ein ungesühntes Unrecht wiedergutzumachen.

DER LEHRER Gemeinde von Güllen! Dies der bittere Tatbestand: Wir duldeten die Ungerechtigkeit. Ich erkenne nun durchaus die materielle Möglichkeit, die

uns die Milliarde bietet; ich übersehe keineswegs, daß die Armut die Ursache von so viel Schlimmem, Bitterem ist, und dennoch: Es geht nicht um Geld, – *Riesenbeifall* – es geht nicht um Wohlstand und Wohlleben, nicht um Luxus, es geht darum, ob wir Gerechtigkeit verwirklichen wollen, und nicht nur sie, sondern auch all die Ideale, für die unsere Altvordern gelebt und gestritten hatten und für die sie gestorben sind, die den Wert unseres Abendlandes ausmachen! *Riesenbeifall* Die Freiheit steht auf dem Spiel, wenn die Nächstenliebe verletzt, das Gebot, die Schwachen zu schützen, mißachtet, die Ehe beleidigt, ein Gericht getäuscht, eine junge Mutter ins Elend gestoßen wird. *Pfuirufe*. Mit unseren Idealen müssen wir nun eben in Gottes Namen Ernst machen, blutigen Ernst. *Riesen-beifall*. Reichtum hat nur dann Sinn, wenn aus ihm Reichtum an Gnade entsteht: Begnadet aber wird nur, wer nach der Gnade hungert. Habt ihr diesen Hunger, Güllener, diesen Hunger des Geistes, und nicht nur den anderen, profanen, den Hunger des

Leibes? Das ist die Frage, wie ich als Rektor des Gymnasiums ausrufen möchte. Nur wenn ihr das Böse nicht aushaltet, nur wenn ihr unter keinen Umständen in einer Welt der Ungerechtigkeit mehr leben könnt, dürft ihr die Milliarde der Frau Zachanassian annehmen und die Bedingung erfüllen, die mit dieser Stiftung verbunden ist. Dies, Güllerer, bitte ich zu bedenken. (S. 122f)

Auch Ill erhält das Wort und bekundet etwas zu leise, dass er den Beschluss respektieren wird. Daraufhin betet der Bürgermeister eine weihevolle Litanei der Gerechtigkeit herunter, die von der Gemeinde andächtig wiederholt wird.

DER BÜRGERMEISTER Die Stiftung der Claire Zachanassian ist angenommen.  
Einstimmig. Nicht des Geldes –

DIE GEMEINDE Nicht des Geldes –

DER BÜRGERMEISTER sondern der Gerechtigkeit wegen –

DIE GEMEINDE sondern der Gerechtigkeit wegen –

DER BÜRGERMEISTER und aus Gewissensnot.

DIE GEMEINDE und aus Gewissensnot.

DER BÜRGERMEISTER Denn wir können nicht leben, wenn wir ein Verbrechen unter uns dulden –

DIE GEMEINDE Denn wir können nicht leben, wenn wir ein Verbrechen unter uns dulden –

DER BÜRGERMEISTER welches wir ausrotten müssen –

DIE GEMEINDE welches wir ausrotten müssen –

DER BÜRGERMEISTER damit unsere Seelen nicht Schaden erleiden –

DIE GEMEINDE damit unsere Seelen nicht Schaden erleiden –

DER BÜRGERMEISTER und unsere heiligsten Güter.

DIE GEMEINDE und unsere heiligsten Güter.

ILL schreit auf Mein Gott! (S. 125f)

Die Fernsehkamera hat ausgerechnet in diesem Moment versagt, und auf Bitten des Reporters wird die Zeremonie wiederholt –

allerdings ohne Ills vermeintlich freudigen Aufschrei.

Nach dem Abgang der Presse spricht der Pfarrer Ill Mut zu.

DER PFARRER Sie fürchten sich nicht?

ILL Nicht mehr sehr. *Raucht*.

DER PFARRER *hilflos* Ich werde für Sie beten.

ILL Beten Sie für Güllen. (S. 129)

Der Pfarrer will für Ill beten, aber dieser hält es für sinnvoller, wenn der Geistliche für Güllen betet.

Ills Ende naht: Er muss durch eine Gasse von Bürgern gehen.

DER BÜRGERMEISTER Gehen Sie in die Gasse.

ILL zögert.

DER POLIZIST Los, geh.

ILL geht langsam in die Gasse der schweigenden Männer. Ganz hinten stellt sich ihm der Turner entgegen. Ill bleibt stehen, kehrt sich um, sieht, wie sich unbarmherzig die Gasse schließt, sinkt in die Knie. Die Gasse verwandelt sich in einen

*Menschenknäuel, lautlos, der sich ballt, der langsam niederkauert. Stille. Von links vorne kommen Journalisten. Es wird hell.*

PRESSEMAN I Was ist denn hier los?

*Der Menschenknäuel lockert sich auf Die Männer sammeln sich im Hintergrund, schweigend. Zurück bleibt nur der Arzt, vor einem Leichnam kniend, über den ein kariertes Tischtuch, wie es in Wirtschaften üblich ist, gebreitet ist. Der Arzt steht auf Nimmt das Stethoskop ab.*

DER ARZT Herzschlag.

*Stille.*

DER BÜRGERMEISTER Tod aus Freude.

PRESSEMAN I Tod aus Freude.

PRESSEMAN II Das Leben schreibt die schönsten Geschichten.

PRESSEMAN I An die Arbeit. (S. 131)

Der Arzt befindet auf Herzschlag.

Claires Werk ist vollbracht. Sie hat ihr Opfer gefunden – aber war es nun Ill oder ganz Güllen?

CLAIRE ZACHANASSIAN Bringt ihn her.

*Roby und Toby kommen mit einer Bahre,  
legen Ill darauf und bringen ihn vor die  
Füße Claire Zachanassians,*

CLAIRE ZACHANASSIAN unbeweglich  
Deck ihn auf, Boby.

DER BUTLER deckt das Gesicht Ills auf.  
Sie betrachtet es, regungslos, lange.

CLAIRE ZACHANASSIAN Er ist wieder  
so, wie er war, vor langer Zeit, der  
schwarze Panther. Deck ihn zu.

DER BUTLER deckt das Gesicht wieder zu.

CLAIRE ZACHANASSIAN Tragt ihn in  
den Sarg.

*Roby und Toby tragen den Leichnam  
nach links hinaus.*

CLAIRE ZACHANASSIAN Führ mich in  
mein Zimmer, Boby. Laß die Koffer pa-  
cken. Wir fahren nach Capri.

DER BUTLER reicht ihr den Arm, sie geht  
langsam nach links hinaus, bleibt stehen.

CLAIRE ZACHANASSIAN Bürgermeis-  
ter.

*Von hinten, aus der Reihe der schwei-  
genden Männer, kommt langsam DER  
BÜRGERMEISTER nach vorne.*

CLAIRE ZACHANASSIAN Der Check. Sie überreicht ihm ein Papier und geht mit dem Butler hinaus. (S. 131)

Den Schluss bilden an griechische Dramen erinnernde Verse, die die Armut beklagen, den Wohlstand loben und Claire, die Segensreiche, preisen. Die Hoffnung Ills, dass die Schuld an seinem Tod schwer auf den Güllenern lasten wird, scheint sich nicht zu erfüllen.

Neben *Die Physiker* ist *Der Besuch der alten Dame* das populärste Stück des Schweizer Dramatikers Friedrich Dürrenmatt (1921–1990). Das Drama ist eher eine Groteske als eine Komödie, denn Dürrenmatt führt mit Lust und Ausdauer Claire Zachanassians Panoptikum vor, darunter ihre Gatten Nr. 7 bis 9 (vorzugsweise vom gleichen Schauspieler dargestellt), ihre an Humpty Dumpty erinnernden Begleiter Toby, Loby, Koby und Roby (einige davon blind und kastriert), von einem entlaufenen Panther ganz zu schweigen.

Die äußereren Züge gewinnen im Stück derart die Oberhand, dass man sich weniger an denkende und fühlende Menschen

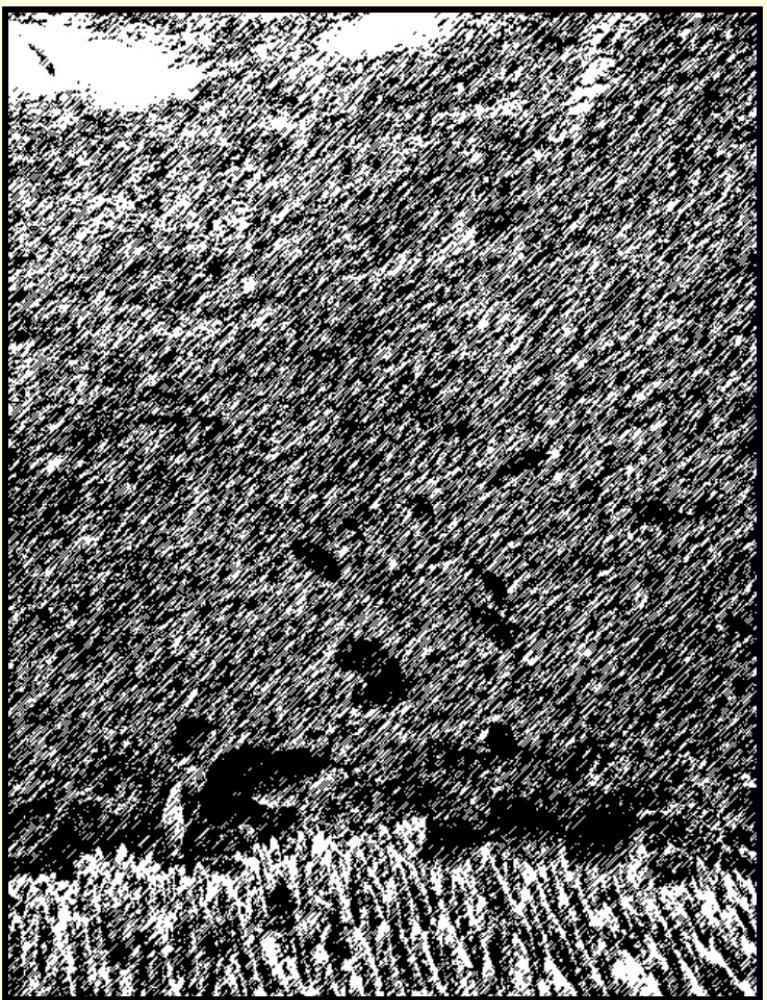
als vielmehr an Figuren eines Glockenspiels erinnert wird, die ihre vorgeschriebene Bahn ziehen und ihre festgelegten Bewegungen absolvieren. Das ist von Dürrenmatt durchaus beabsichtigt, denn das Stück wendet sich ja ausdrücklich gegen die Vorstellung von einem freien Willen, sondern soll demonstrieren, dass Jedermann der Macht des Geldes ganz und gar unterworfen ist und Handlungsfreiheit nur der besitzt, der über materielle Mittel in größeren Mengen verfügt als Andere. Nur in einem haben die Figuren Freiheit, nämlich ihre schändlichen Tagen und ihre unbezwingbare Gier nach Gütern mit salbungsvollen Worten zuzudecken, wobei sich neben dem Bürgermeister vor allem der Pfarrer und am Ende sogar der anfangs wohlmeinende Lehrer hervortun.

Im Fernsehen wurden vielerlei Inszenierungen gezeigt, darunter auch die – nach der Uraufführung von 1956 mit Therese Giese, die aber leider nicht aufgezeichnet wurde – bekannteste und ganz ausgezeichnete von Ludwig Cremer mit Elisabeth Flickenschildt (1959).

Aber so gut das Stück und seine Aufführungen auch sind, es bleibt jedesmal ein bitterer Nachgeschmack, der nichts mit dem Zynismus der Handlung zu tun hat. Es scheint vielmehr, als wäre Dürrenmatt selbst der Anziehungskraft des Geldes gegenüber nicht unempfänglich. Die Lust und Ausdauer, mit der er Claires Reichtum und ihre daraus erwachsende Machtfülle schildert, geht über das für das Stück Notwendige hinaus; hier spielt eine kindische Freude des Autors an Machtfülle und Rachegeküsten mit herein. Mit dem *Besuch der alten Dame* träumt sich Dürrenmatt seine eigenen Rachephantasien, und er genießt sie offenbar sehr. Aber gerade diese Übertreibung ins Groteske ist es offenbar, die den besonderen Reiz des Stückes ausmacht.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass Dürrenmatt bei der Ausgestaltung der Güllener an die braven Schweizer Bürger dachte, die sich so gut darauf verstehen, Geld auf Kosten Anderer zu scheffeln, und die dies in guter Calvinistischer Manier mit dem Willen Gottes zu rechtfertigen wissen.





# DIE HOCHZEIT

## Erzählung

---

Michael Wiedorn

Auf dem Schiffsdeck werde ich sitzen, umschmeichelt von sanften Winden. Das Leben stammt aus dem Wasser und kehrt dorthin zurück. Ich will mich in einen Fisch verwandeln. Mir werden Schwimmhäute zwischen Fingern und Zehen wachsen. Meine Haut wird glitschig. Die Erdoberfläche soll unter einer alles versengenden Hitze verenden. Der Ruf aus der Tiefe. Nach vollendeter Verwandlung werden wir vom Schiff aus in die Wogen des Atlantiks springen. Ein neues Leben beginnt. In den Weiten erwarten uns Seeigel, Korallen, Wale, Haie, Plastik. Die Städte auf dem Festland

sind fast schon menschenleer. Nur die Angestellten im Stockwerk unter mir spielen lärmend Billard. Die übrige Menschheit verwandelt sich. In meiner Wohnung drückt die Hitze. Meine Haut beginnt zu brennen, obwohl die Sonne schon untergegangen ist. Die Haut entzündet sich als einzige, grosse Wunde. Sie schreit. Es ist zu spät. Ich werde das Schiff nicht mehr erreichen. Von irgendwoher höre ich ein Klopfen. Ich bin jetzt hellwach und liege splitternackt auf dem Bett. Ich schwitze ganze Kübel Schweiß. Heute Abend habe ich zu viel getrunken und bin sternhagelblau. Ich versuche vergeblich meinen Oberleib aufzurichten. Der Ventilator dreht sich wie verrückt. Ein Geier dreht sich an der Decke um seine eigene Achse. Er will mich. Er will meinen nackten Körper. Raubvögel stossen ihre Schnäbel in die preisgegebenen Eingeweide der Opfer. Blutige Haken jagen in auf dem Staub liegende Därme. Mich packt jetzt die Angst. Es gelingt mir endlich mich auf meine schwankenden Beine zu stellen. Der Schnabel des Tieres saust von der Höhe herab und schneidet mir wie eine Geflügelschere den Brustkorb entzwei. Mein Körper

ist entzweit. Ich werde mein Schiff morgen nicht erreichen. Der Vogel nährt sich von der Kraft und dem Blut der Menschen. Er hat uns die Trockenheit beschert. Die Angestellten aus dem unteren Stockwerk stehen schweigend an meiner lautlos geöffneten Wohnungstüre. Lautlos wie Leinentücher fallen sie über mich her und ziehen mich wieder auf das Bett. Die Laken unter mir sind klatschnass. Die Arme des Ventilators drehen sich an der Decke und werfen anwachsende Schatten. Im nächtlichen Garten vor den geöffneten Fenstern zirpen Grillen. Mitten durch mich hindurch zieht sich ein Schnitt. Stammt die Feuchtigkeit in meinem Bett von Blut oder Schweiß? Ich bin jetzt zu zweit.

Mir gegenüber sitzt eine kugelrunde Frau in meinem Alter mit meinem Gesicht. Wir essen Forelle blau. Ich trenne zuerst mit der Gabel den Kopf von der gedünsten Leiche – anschliessend die Flossen. Der Fisch atmet durch die Kiemen. Ich atme mit Lunge und Luftröhre. Der Fisch taucht tief hinab in die Tiefen des Feuchten. Der Embryo schwimmt im Bruttwasser. Am Boden des Ozeans hausen fischköpfige Menschen

mit Schuppen auf der Haut. Arme und Beine haben sich in Flossen verwandelt. Tief unten im Ozean. Sie sprechen nicht und sind völlig geräuschlos. Die schöne Frau mir gegenüber ist hässlich. Sie ist dick. Sie ist fett. Zwei pralle Titten, darunter ein geräumiger, praller Bauch. Trägt sie ein Kind aus? Der scharfe Schnabel eines Raubvogels sticht ihr in das weisse, üppige Fleisch. Die Frau könnte ganze Völkerschaften gebären. Vögel stossen ihre Schnäbel ins Wasser und ziehen zuckende, lebendige Fische aus dem Wasser. Ich schneide vorsichtig mit dem Besteck das Fischfleisch von den Gräten. Die Forelle lässt sich leicht mitten hindurch zerteilen. Ein glatter Schnitt hindurch. An Gräten kann man tödlich ersticken.

Der Sage nach waren die ersten Menschen in der Urzeit Kugeln. Sie wurden in zwei Hälften zerlegt. Das beschmutzte Fischbesteck. Vom Schnabel des fliegenden Räubers tropft Blut. Die Kugeln wurden in Mann und Frau zerschnitten, die sich ein Leben lang suchen werden. Ein alter Fluch. Hier an Deck wehen angenehme Brisen. Die fremde Frau lächelt mir mit meinem eigenen Gesicht entgegen. Ein verfettete Frau

mit roher Männervisage. Wir haben uns gefunden. Wir sind ans Ende gekommen. Die Menschheitsgeschichte ist zu ihrem Ziel gelangt. Aus dem Wasser stammt das Leben und kehrt dorthin zurück. Alle Passagiere stehen auf und begeben sich zur Reling. Schwimmhäute wachsen zwischen Fingern und Zehen. Tief unten auf dem Boden schwimmen die schon verzauberten Kollegen und erwarten uns. Es ist dort mild und still. Die scharfen Schneiden der Vögel schneiden uns die Bauchdecken auf.

Amerika und Europa und Asien sind verbrannt und erstickt in der glühenden Hitze. Die Menschen halten sich an den Flossen und vereinigen sich. Das Leben in Afrika und Australien ist verdorrt und hat sich aufgelöst. Wir werden alle Fische sein – heimgekehrt in die Unendlichkeit des Ozeans. Uns wird es gut gehen. Ein menschenleeres Schiff wird verloren auf dem vertrocknenden Ozean treiben.



Georg von Podiebrad (1420–1471)

# **DER UNZEITGEMÄSSE KÖNIG Artikel**

---

**Christian Knieps**

## **Kapitel I – Der König aus der Mitte Europas**

Es war, als habe ein Jahrhundert, das selbst im Rhythmus von Katastrophen und Erschütterungen zu atmen schien, all seine widersprüchlichen Kräfte, sein fieberndes Drängen nach Erneuerung und sein unablässiges Zurückzucken vor dem Neuen in einer einzigen Landschaft verdichtet, und diese Landschaft hieß Böhmen; dort, wo die Wälder dunkel waren und die Städte von den Narben vergangener Kämpfe gezeichnet, wo das Wort „Glaube“ nicht als selbst-

verständliche Form eines fest gefügten Weltbildes empfunden wurde, sondern als Sprengsatz, der jede Ordnung zu zerreißen drohte, erhab sich eine Gestalt, die niemand vorhergesehen hatte: ein Mann ohne dynastische Krone, ohne ererbte Legitimität, aber ausgestattet mit der merkwürdigen Kraft, gerade aus dem Chaos die Möglichkeit einer Ordnung zu formen.

Georg von Podiebrad – geboren in den Jahren, da die Brandzeichen der hussitischen Aufstände noch frisch in den Mauern glühten, da das Land mehr einer Schlachtkbank als einem Reich glich – wuchs nicht wie jene Fürstensöhne auf, die, von den Händen gelehrter Präzeptoren gehalten, in den Spiegeln höfischer Säle lernten, die Welt zu betrachten; er wuchs unter dem Donner von Predigten auf, die man noch im Blut erstickte, unter dem Echo von Prozessionen, die so leicht in Aufruhr übergingen, dass kein Tag und kein Jahr von der Unruhe unberührt blieben, und es war, als habe diese ständige Erfahrung der Zersplitterung in ihm die paradoxe Sehnsucht geweckt, nicht über ein Reich zu herrschen, sondern es zu einigen.

Wer die Chroniken dieser Zeit liest, der spürt sofort den eigentümlichen Atem einer Gesellschaft, die niemals zur Ruhe kommt, die im Wechselspiel von Fehde, Aufruhr und vermeintlichem Frieden gleichsam schwindelig geworden ist; die Hussitenkriege hatten den Boden vergiftet, das Misstrauen zwischen den Konfessionen war ein glühender Graben, der durch Städte, Dörfer und Familien schnitt, und die Autorität des Königs, längst eine blasse Fiktion, vermochte nicht mehr, das Land zusammenzuhalten. Dass inmitten dieser Wirren ein Mann aus dem Geschlecht der Podiebrad – von Adel, doch nicht von hohem Rang, angesehen, aber keineswegs dazu bestimmt, jemals den Thron zu berühren – schließlich den Königstitel tragen sollte, war eine jener Überraschungen, die nicht aus genealogischen Berechnungen geboren werden, sondern aus der nackten Notwendigkeit, dass einer den Mut aufbringt, sich in die Mitte des Strudels zu stellen, während alle anderen vor der Gewalt der Strömung zurückweichen.

Denn Georg war keiner jener glanzvollen Erscheinungen, deren äußerer Glanz sie

gleichsam zur Herrschaft bestimmt hätte; er war kein geborener Sieger oder blenden-  
der Rhetor, nicht einer von früh an gefeier-  
ten Heerführern, sondern ein Mann, dessen  
Kraft gerade im Ausgleich und in der be-  
harrlichen Standhaftigkeit bestand, in der  
Fähigkeit, auf zwei verfeindete Lager  
zugleich zuzugehen, ohne von dem einen  
verschlungen oder vom anderen verstoßen  
zu werden – und es war eben dies, was ihn  
geeignet machte, Böhmen in einer Stunde  
der Zerrissenheit nicht nur zu verwalten,  
sondern ihm für eine kurze Zeit jene Gestalt  
zu verleihen, die wie ein verheißenes Ab-  
bild einer größeren, europäischen Ordnung  
wirken sollte.

Man stelle sich die Atmosphäre in Prag  
jener Tage vor: die Gassen erfüllt vom Ge-  
rücht über neue Predigten, vom Argwohn  
gegenüber dem Nachbarn, von dem dump-  
fen Dröhnen, das aus der Ferne die Bewe-  
gungen der Heere verriet; und inmitten  
dieser nervösen Stadt erhebt sich der Lan-  
desverweser Georg, nicht als glanzvoller  
Souverän, sondern als nüchterner Vermitt-  
ler, der die Sprache der Bauern ebenso  
verstand wie die Intrigen des Adels, der ge-

duldig genug war, sich durch endlose Verhandlungen zu arbeiten, und kühn genug, den Augenblick zu ergreifen, da aus dem Chaos ein neues Machtzentrum geschaffen werden konnte.

So wurde er, 1458, von den Ständen zum König gewählt – eine Wahl, die weniger das Siegel eines alten Rechts als vielmehr den Schrei nach einer neuen Legitimität bedeutete, denn nie zuvor hatte das böhmische Reich einen König aus eigenem Willen hervorgebracht, nie zuvor war die Stimme des Landes stärker gewesen als in dieser Stunde, da man Georg, den Utraquisten, jenen Mann der Mitte, als Schild gegen die Extreme wählte – und vielleicht war dies der Augenblick, da sich bereits die Spur einer größeren Idee abzeichnete: dass Legitimität nicht allein durch Geburt, sondern durch Übereinkunft, nicht durch Blut, sondern durch Einverständnis entstehen konnte – ein Gedanke, der, weit über das böhmische Reich hinaus, wie ein kaum hörbarer Vorboten jenes föderativen Prinzips war, das später die Träume Europas bestimmen sollte.

Aber in diesen ersten Jahren seiner Herrschaft lag noch nichts von der Größe des Plans, der ihn später in den Erinnerungen der folgenden Menschheitsgenerativen unsterblich machen sollte; zunächst war er nichts als der König eines tief gespaltenen Landes, der mühsam zwischen Rom und Prag, zwischen Adel und Bürgertum, zwischen Tradition und Aufbruch laierte, und dennoch ahnte man in der Beharrlichkeit dieses Mannes, dass seine Kraft weniger in den Waffen als in seinen Gedanken lag. Denn wer in einer Welt regiert, die von Hass durchtränkt ist, und dennoch nicht vom Hass gezeichnet wird, wer inmitten der Fäulnis des Krieges den Gedanken an Frieden nicht aufgibt, der trägt bereits einen Keim in sich, der über seine Zeit hinausweist – und es war dieser Keim, der in Georg von Podiebrad lebte, lange bevor er seinen Namen mit der Idee einer neuen Ordnung Europas verband.

## **Kapitel II – Der Utraquist und die Spannung der Konfessionen**

Wenn man begreifen will, warum die Gestalt Georgs von Podiebrad so eigen­tüm-

lich aus der Geschichte herausragt, wie ein einzelner glänzender Turm in einer Landschaft der Ruinen, dann darf man nicht zuerst auf seine politischen Erfolge oder auf den Glanz seiner diplomatischen Vision blicken, sondern muss den Blick tiefer senken, hinein in jene religiöse Spaltung, die Böhmen seit den Tagen Jan Hus' zu einer brennenden Wunde Europas gemacht hatte, und deren offenes Blut sich selbst in die unscheinbarsten Alltagsgesten ergoß, sei es im Zögern beim Gebet, im Argwohn gegenüber dem Nachbarn oder sei es im nervösen Schweigen beim gemeinsamen Mahl, weil ein jeder wusste, dass der andere nicht nur anders dachte, sondern anders glaubte, und dass gerade dieser Unterschied den Abgrund bedeutete.

Denn das Land war in zwei Seelen gespalten: Auf der einen Seite die Katholiken, die, der Autorität Roms treu ergeben, in der unerschütterlichen Gewissheit lebten, dass allein die Einheit mit der Kirche die Ordnung garantiere; auf der anderen Seite die Hussiten, die in der Erinnerung an den verbrannten Reformator ihre eigene Wahrheit suchten und in den Kelch, den sie den

Gläubigen reichten, das Symbol einer neuen, unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott legten; und dazwischen, gleichsam als Brücke und doch als Gegenstand des Misstrauens beider Seiten, standen die Utraquisten, jene gemäßigt Hussiten, die das Abendmahl in beiderlei Gestalt forderten, aber dennoch den Gedanken der Einheit mit der Kirche nicht ganz aufgeben wollten – und zu diesen Utraquisten gehörte Georg von Podiebrad – nicht als bloßer Bekannter einer Konfession, sondern als einer, der in dieser Mittelstellung sein Schicksal fand.

Man stelle sich vor, was es bedeutet haben muss, in einer Zeit zu leben, in der jede dogmatische Entscheidung nicht nur über das Seelenheil, sondern über das Leben und Sterben entschied, in der die kleinste Abweichung vom Ritual, der geringste Zweifel an der Auslegung den Verlust der Gemeinschaft und damit die Verurteilung zum Elend oder gar zum Tod bedeuten konnte; und doch war es Georg, der sich nicht in die absolute Treue zu einer Seite flüchtete, sondern in der gefährlichsten aller Positionen ausharrte, im Versuch, zu vermitteln, zu verbinden und am Ende auszugleichen –

eine Haltung, die Mut erforderte, weil sie von beiden Seiten als Verrat empfunden werden konnte.

Denn Rom sah in ihm, dem utraquistischen König, stets den Ketzer, den Abtrünnigen, den Mann, der nicht mit ganzer Seele in der Autorität der Kirche ruhte; und die radikaleren Hussiten wiederum hielten ihn für zu schwach, für einen Kompromissler, für einen, der die Leidenschaft ihrer Überzeugung durch Zugeständnisse verwässerte. So stand Georg einsam in der Mitte, und doch war es gerade diese Einsamkeit, die ihn befähigte, weiter zu sehen als die Fanatiker zu beiden Seiten, die blind vor Hass und Eifer jede Brücke zerschlugen.

Sicherlich war es diese Lage, die in ihm jene fast übermenschliche Geduld erzeugte, die ihn später die mühseligen Verhandlungen führen ließ, aus denen sein europäischer Plan hervorging; denn wer es gewohnt ist, auf zwei Feuern zugleich zu tanzen, wer von beiden Seiten angegriffen und dennoch nicht verzehrt wird, der lernt, den eigenen Atem zu kontrollieren, die Zeit zu dehnen, den Augenblick zu beherrschen, bis er reif ist. Somit kann man sagen: Aus

der religiösen Zerrissenheit Böhmens erwuchs in Georg die Fähigkeit zur politischen Geduld, aus dem Zwang zur Vermittlung erwuchs die Sehnsucht nach einem höheren, übergeordneten Ausgleich, aus dem ständigen Ausbalancieren der Gegensätze die Vision einer Ordnung, die größer war als das Land selbst.

Doch man darf den Preis nicht unterschätzen, den diese Stellung in der Mitte forderte; denn sie bedeutete ständige Bedrohung, das Gefühl, niemals ganz dazugehören, immer auf Messers Schneide zu wandeln. Die Exkommunikation durch Papst Paul II., die später gegen ihn verhängt wurde, war nicht einfach ein juristisches oder theologisches Urteil, sie war der symbolische Ausdruck jener tiefen Fremdheit, die ihn stets von der Autorität Roms trennte, und zugleich die Verurteilung eines Mannes, der in den Augen der Kurie das gefährlichste aller Dinge wagte: das Experiment der Toleranz.

Aber Georg war nicht der Mann, der sich von Drohungen verschrecken ließ; er war zu nüchtern, zu sehr in der harten Wirklichkeit der böhmischen Wirren geformt,

um sich durch Bannflüche in die Knie zwingen zu lassen. Vielleicht gerade, weil er wusste, dass die Erde unter seinen Füßen jederzeit zerbrechen konnte, klammerte er sich nicht an die Illusion ewiger Sicherheit, sondern suchte den Weg nach vorn – ein Weg, der nur möglich war, wenn man den Hass nicht erwiderte, sondern überwand. In dieser Haltung liegt etwas, das ihn weit über die Durchschnittsgestalt eines spätmittelalterlichen Königs hinaushebt, etwas, das ihn mit jenen seltenen Persönlichkeiten der Geschichte verbindet, die nicht in erster Linie durch Schlachten, sondern durch Gedanken die Welt bewegten.

Denn die religiöse Spannung, die ihn umgab, war nicht nur eine Last, sondern auch eine Quelle der Inspiration: Wie ein Schmied, der aus widerspenstigem Erz eine Klinge formt, so schmiedete Georg aus den Gegensätzen seines Landes die Idee, dass Einigung möglich sei, nicht durch Unterwerfung, sondern durch Ausgleich, nicht durch Gewalt, sondern durch Verständigung. Wenn später sein Name mit dem Plan einer europäischen Friedensordnung verbunden wurde, so war dieser Gedanke nicht

wie ein Blitz aus heiterem Himmel entstanden, sondern die logische Folge jener jahrelangen Übung im Aushalten der Mitte, jener Erfahrung, dass die Welt nicht schwarz oder weiß ist, sondern aus unendlichen Graustufen besteht, die man zu erkennen und zu respektieren lernen muss.

So erscheint Georg von Podiebrad in dieser Zeit der konfessionellen Spannung als eine Art Vorläufer jener modernen Gestalt des Vermittlers, des Politikers, der nicht aus fanatischem Eifer, sondern aus geduldiger Vernunft handelt; und doch ist er, wie alle Vorläufer, auch tragisch, weil die Zeit noch nicht reif war für das, was er verkörperte. Die Welt um ihn verlangte nach klaren Fronten, nach kompromissloser Treue, nach absoluter Unterordnung unter eine Autorität, sei es Rom oder die radikale Predigt – und dazwischen stand dieser König, der nichts anderes wollte, als das Land im Frieden zu halten, und der gerade deshalb zum Feindbild aller wurde.

Aber letzten Endes ist es das, was seine Gestalt so faszinierend macht: dass er wagte, in der Mitte zu stehen, wo es am gefährlichsten war, und dass er, aus dieser Mitte

heraus, den Mut fand, größer zu träumen, als es seine Gegenwart erlaubte.

## Kapitel III – Der Traum eines neuen Europas

Es gibt Augenblicke in der Geschichte, in denen ein Gedanke, geboren aus der Verzweiflung einer zerrissenen Gegenwart, weit hinausgreift über die Möglichkeiten seiner Zeit, wie ein Ast, der sich ins Leere reckt, weil der Stamm, aus dem er entspringt, noch nicht kräftig genug ist, die Früchte zu tragen, die er bereits in seiner Knospe verspricht; und ein solcher Gedanke war der Traum Georgs von Podiebrad, nicht mehr nur Herrscher eines zerrissenen böhmischen Reiches zu sein, sondern Begründer einer Ordnung, die die ganze Christenheit umspannen sollte, getragen nicht vom Schwert, sondern vom Einverständnis.

Denn was sich in seinem Geist formte, war nicht die naive Hoffnung eines schwärmerischen Idealisten, der im Nebel des Wünschbaren die harte Realität der Macht vergisst, sondern die reif gewordene Einsicht eines Mannes, der Tag für Tag erlebt hatte, wie sinnlos es war, wenn ein

Reich sich selbst verzehrte, weil jede Partei auf ihrem alleinigen Recht bestand; aus der bitteren Erfahrung der böhmischen Konfessionen erwuchs der Gedanke, dass Einigung auf höherer Ebene nur möglich sei, wenn die Mächte Europas ihre Ansprüche mäßigten, wenn sie ihre ständige Neigung zu Fehde und Intrige durch ein System banden, das sie nicht zerstörte, sondern verband.

So entstand – unter Mitwirkung des gelehrten Juristen Antonius Marini aus Grenoble und des Staatswissenschaftlers Martin Mair – jener Traktat, der aus einundzwanzig Artikeln bestand und dessen trockene juristische Sprache kaum zu erahnen vermag, welch kühne Vision sich darin verbarg: ein ewiger Bund der christlichen Fürsten, ein gemeinsames Heer, um die Grenzen gegen das Osmanische Reich zu schützen, eine zentrale Verwaltung, die über die Streitigkeiten der Mitglieder entschied, ein Parlament, das Gesetze für alle erließ, ein gemeinsamer Haushalt, ein Gericht, ja sogar ein Wappen, das die Einheit symbolisieren sollte – kurz, eine Ordnung, die, Jahrhunderte vor Kant und Rousseau,

das utopische Bild eines vereinigten Europas in nüchterne Paragraphen fasste.

Man muss sich vergegenwärtigen, wie ungeheuerlich dieser Plan war: Denn er entzog dem Papst die Rolle des obersten Friedensstifters, indem er die Entscheidung über Kriege und Konflikte den Fürsten selbst überließ; er schwächte die Autorität des Kaisers, indem er sie in einem kollektiven Organ relativierte; er setzte der Willkür des Schwertes die Vernunft des Vertrages entgegen. Es war, als habe sich in Böhmen, an der Nahtstelle zwischen Ost und West, inmitten der größten Zerrissenheit die kühne Idee eines Europas geformt, das sich nicht mehr in den Schlachten seiner Könige verausgabte, sondern in der Einigkeit seiner Staaten Kraft fand.

Doch so nüchtern der Traktat sich lesen mag – in Georg selbst brannte das Pathos einer Vision: Er wollte nicht bloß die Ordnung seines Reiches retten, er wollte die Christenheit gegen die Bedrohung durch den Halbmond vereinen, und mehr noch, er wollte eine Struktur schaffen, die dem ewigen Kreislauf der Kriege, in denen Europa sich selbst verzehrte, ein Ende setzte. In

dieser Sehnsucht lag etwas, das weit über den Pragmatismus hinausging: Es war die tiefe, beinahe mystische Hoffnung, dass der Mensch, dieses unruhige Wesen, fähig sei, aus Vernunft zu handeln und die Gewalt zu überwinden, nicht durch göttliches Eingreifen, sondern durch seine eigene Eintracht.

Natürlich war es dies, was Georg so unzeitgemäß machte, dass er nicht auf die nächste Schlacht, den nächsten Thron oder das nächste, unstete Bündnis fixiert war, wie die Fürsten seiner Epoche, sondern auf ein übergeordnetes Gebilde, das ihm wie eine Vorwegnahme der Zukunft erschien; und hierin liegt die tragische Schönheit seiner Gestalt, dass er die Gegenwart überschritt, ohne sie überwinden zu können, dass er den Traum formulierte, aber nicht verwirklichte, und dass er, wie alle großen Vorläufer, den Fluch der Einsamkeit trug, den nur jene kennen, die weitersehen als die, unter denen sie leben.

Man muss sich den König in Prag vorstellen, wie er, umgeben von Gelehrten und Räten, über die Pergamente gebeugt ist, während draußen in den Straßen das Volk sich an Predigten entzündet und die Wut

der Glaubensspaltung lodert; wie er in der Stille seiner Ratsstube den Blick über sein Land hinaus richtet, nicht mehr auf Böhmen, sondern auf Frankreich, Burgund, England, Spanien, Italien, und in seiner Vorstellung die Mosaiksteine dieser Länder zu einem Bild zusammensetzt, das größer ist als die Summe seiner Teile; wie er, mitten in einem Zeitalter, das kaum den Gedanken der Toleranz kannte, von der Vernunft träumt, die Grenzen und Kronen übersteigen könnte – ein König, der kein Weltreich suchte, sondern einen Bund – ein Einverständnis.

Doch zugleich wusste er, dass er mit diesem Gedanken gegen die Ordnung der Welt verstieß, dass die Kirche, die über Jahrhunderte den Anspruch erhoben hatte, das Band der Christenheit zu sein, in ihm den gefährlichsten Rivalen sah, weil er eine Einheit ohne Rom dachte, eine Gemeinschaft der Fürsten, die nicht mehr in der Kurie, sondern in sich selbst die Quelle ihrer Legitimität fand. Es ist bezeichnend für das Schicksal solcher Ideen, dass sie, je kühner sie sind, desto härter auf den Widerstand derer stoßen, die die Gegenwart

bewahren wollen, und so war es auch mit Georg: Kaum war der Plan gefasst, begann schon die Intrige, ihn zu unterminieren.

Doch für einen Augenblick hatte die Vision Flügel, noch bevor sie in den Kerkern der Wirklichkeit gebrochen wurde: Botschaften wurden gesandt, Verhandlungen eröffnet, eine große Gesandtschaft vorbereitet, die das Wort Böhmens in die Höfe Europas tragen sollte. In diesem Augenblick, da die Idee noch jung war, da sie noch nicht an den Grenzen des Möglichen zerschellt war, schimmerte sie wie eine Morgenröte, deren Licht über den Hügeln liegt, bevor die Sonne wirklich aufgegangen ist.

So beginnt die Geschichte eines Traums, der aus den Narben der Hussitenkriege geboren wurde und doch weiterreichte, als irgendwer seiner Zeit hätte ahnen können: die Geschichte des ersten Plans für ein geintes Europa, gedacht von einem König, den man nicht aus Geburt, sondern aus Notwendigkeit gewählt hatte, und der, gerade deshalb, den Mut fand, das Notwendige zu überschreiten.

## Kapitel IV – Die große Gesandtschaft

Es gibt Momente, in denen ein Gedanke, eben noch kaum mehr als Tinte auf Pergament, aus den engen Stuben der Gelehrten hinaustritt und Fleisch und Blut annimmt, indem er sich in die Gestalt von Menschen kleidet, die durch Länder ziehen, an fremden Höfen auftreten, in Sprachen reden, die sie kaum beherrschen, und durch ihr bloßes Dasein bezeugen, dass eine Idee nicht länger nur Traum, sondern schon Wirklichkeit im Anfangsstadium ist; und ein solcher Moment war die Abreise jener großen Gesandtschaft, die Georg von Podiebrad in die Länder Europas entsandte, um den Fürsten seiner Zeit den Plan eines ewigen Bundes vorzulegen.

An ihrer Spitze stand sein Schwager, Lev von Rožmital, ein Mann von Welt, der mehr als andere imstande war, die feine Kunst der Repräsentation zu beherrschen, die damals mehr Gewicht hatte als tausend wohlgesetzte Worte; denn es galt nicht nur, einen Traktat zu überbringen, sondern durch die Würde der Erscheinung, durch die Noblesse der Haltung, durch die Grazie des Umgangs zu zeigen, dass aus Böhmen,

diesem zerrissenen Land, dennoch eine Botschaft von Gewicht kommen konnte. Begleitet wurde er von einem Gefolge, das reich genug ausgestattet war, um Eindruck zu machen, und doch genügsam genug, um nicht den Neid der Höfe zu erregen; und so zogen sie, wie ein kleiner Hofstaat, durch die Länder, die bald als Bühne der großen Idee erscheinen sollten.

Man stelle sich die Reise vor, die von Prag aus begann, durch die Täler des Reiches und über Flüsse und Gebirge führte, hinein in die Länder, deren Namen damals nicht weniger schillernd klangen als heute: die Märkte von Flandern mit ihrem Gewühl von Händlern und ihren Türmen, die wie Finger in den Himmel ragten; die Hallen Frankreichs, wo noch der Glanz des Rittertums in höfischen Spielen lebte; die windumtosten Küsten Englands, wo man mit der Nüchternheit einer Nation sprach, die mehr auf das Meer als auf das Land vertraute; die Höfe Spaniens und Portugals, die am Rande Europas zugleich das Tor zur unbekannten Welt bildeten; und schließlich die glänzenden Städte Italiens, wo die Re-

naissance bereits wie ein junger Frühling die alten Mauern umrankte.

Überall, wo die Gesandtschaft erschien, war das Erstaunen groß: dass ein Land, das man noch immer mit dem Schreckbild der Hussitenkriege verband, nun nicht Krieg, sondern Frieden predigte; dass von dort, wo man die Ketzer vermutete, eine Botschaft kam, die nicht Trennung, sondern Einheit forderte. Man hörte ihnen zu, höflich, mit dem Lächeln, das Fürsten ihren Gästen schenken, wenn sie zugleich neugierig und misstrauisch sind; man ließ sie an Banketten teilnehmen, bewunderte die edle Erscheinung der Herren und die Disziplin ihrer Diener, man tauschte Geschenke, man verfasste freundliche Schreiben – und doch blieb hinter all dem höfischen Glanz die eigentliche Frage offen, ob irgendeiner der Mächtigen bereit war, den Gedanken ernst zu nehmen, der in den Schriftrollen lag.

Denn es war nicht nur ein Plan für Frieden, den sie mit sich führten, es war ein Angriff auf die geheiligte Ordnung der Macht; und so lächelten die Könige und Herzöge, während sie innerlich zögerten,

weil sie ahnten, dass, wenn sie sich diesem Bund anschlossen, sie etwas von ihrer Freiheit aufgeben müssten, ein Stück jener unumschränkten Gewalt, die ihnen mehr wert war als tausend Siege. So schwebte die Gesandtschaft gleichsam zwischen zwei Wirklichkeiten: In den Festen, den überschwänglichen und dabei oberflächlichen Zeremonien, den festlichen Umzügen, war sie Triumphzug einer neuen Idee, doch im Herzen der Höfe war sie nichts als eine höfliche Zumutung, die man mit artigem Wohlwollen zur Seite legte.

Dennoch – die Reise selbst, unabhängig von ihrem Ergebnis, hatte den Charakter eines Abenteuers des Gedankens; sie war wie ein Pilgergang einer Idee durch die Länder Europas, und in den Chroniken klingt etwas von jener eigentümlichen Mischung aus Stolz und Wehmut, die diesen Zug begleitete. Denn die Männer, die ihn vollführten, wussten wohl, dass sie ein Werk von einzigartiger Bedeutung verrichteten, aber sie ahnten zugleich, dass ihre Zeit vielleicht noch nicht bereit war, die Größe zu fassen, die sie verkörperten.

Wenn man die Berichte liest, die von dieser Reise erhalten sind, dann spürt man die Eindrücke einer Epoche, die noch im Alten stand, aber schon von Neuem berührt war: wie die Gesandten durch die Handelsstädte Flanderns zogen, wo die Händler sie mit Staunen empfingen, weil ein König aus Böhmen an sie dachte; wie sie in Frankreich die Ritterspiele sahen, deren Glanz schon hohl war und doch das Auge blendete; wie sie in England, am Hof Heinrichs VI., die Kälte spürten, die aus einer Nation sprach, die ihre eigene Linie verfolgte und wenig Neigung zeigte, sich einem Bund zu unterwerfen; wie sie in Spanien und Portugal die Atmosphäre der Seefahrer atmeten, die mehr auf die unbekannten Ozeane blickten als auf die Kriege des Kontinents; und wie sie schließlich in Italien, in Florenz und Rom jene widersprüchliche Erfahrung machten, dass dort, wo die Kunst blühte und die Vernunft sich in den Wissenschaften neu entfaltete, der Wille zur politischen Freiheit am stärksten gefesselt blieb.

Es war, als hätte die Reise selbst ein großes Bild gezeichnet: Europa, reich, vielfältig, voller Glanz und Möglichkeiten, und

doch unfähig, sich zu einigen; jeder Hof, jedes Reich für sich, jeder Fürst ein Juwel, das funkelte, aber kein Band, das sie alle zusammenhielt.

So kehrte die Gesandtschaft nach Jahren der Reise, nach ungezählten Begegnungen, zurück nach Böhmen, reich an Erfahrungen, beladen mit Geschenken, mit Schriften, mit Berichten, aber arm an Zusagen; die Höfe hatten sie empfangen, sie hatten gelächelt, sie hatten zugehört, aber sie hatten nicht gehandelt. Es war das Schicksal vieler großer Ideen, dass sie zwar Bewunderung erregen, aber keine Entscheidung; und auch dieser Plan, der vielleicht das Antlitz Europas verändert hätte, blieb in den höfischen Archiven liegen, während die Welt ihren gewohnten Weg ging.

Im Rückblick liegt jedoch in dieser Gesandtschaft etwas, das über ihren praktischen Misserfolg hinausweist: Sie war der erste Versuch, Europa als Einheit zu denken und zu bewerben, nicht in der Sprache des Schwertes, sondern in der Sprache der Diplomatie; und selbst wenn die Höfe ablehnten, so hatten sie doch, für einen Augenblick, die Vorstellung gekostet, dass es

möglich sei, nicht gegeneinander, sondern miteinander zu handeln. Und dieser Augenblick, so kurz er auch war, blieb als Samen zurück, verborgen in den Archiven, aber bereit, Jahrhunderte später wieder zu keimen.

## Kapitel V – Der Widerstand Roms und das unaufhaltsame Scheitern

Es liegt eine beinahe gesetzmäßige Grausamkeit in der Geschichte, dass jeder Gedanke, der seiner Zeit zu weit voraus ist, nicht an seinen inneren Mängeln zerbricht, sondern an der übermächtigen Beharrungskraft der Institutionen, die sich durch ihn bedroht fühlen; und so war es auch mit dem Plan Georgs von Podiebrad, denn sobald die Kunde von seinem föderativen Friedensbund die Mauern Roms erreichte, erwachte dort jener uralte Instinkt der Abwehr, den alle zentralen Mächte besitzen, wenn sie erkennen, dass hier etwas gedacht wird, was ihre eigene Autorität relativieren, ja in ihren Fundamenten erschüttern könnte.

Denn der Papst Paul II. war nicht gewillt, ein Bündnis zu dulden, das die Christenheit

ohne den Bischof von Rom zu organisieren suchte; er sah darin nicht den Traum einer höheren Ordnung, nicht den Versuch, die Kräfte Europas gegen die Gefahr des Osmanischen Reiches zu bündeln, sondern schlicht eine ketzerische Usurpation, eine Art säkulare Kirche ohne geistliche Spitze, und damit eine Herausforderung, die im Kern gefährlicher war als die wildesten Predigten der Hussiten. Denn Prediger kann man verbrennen, Aufstände kann man blutig niederschlagen, aber einen König, der es wagt, den Gedanken einer eigenständigen Gemeinschaft zu formulieren, die der Kirche die Schiedsrichterrolle entzieht, den muss man mit Bannfluch belegen, um sein Wort in Staub zu verwandeln.

So geschah es: 1466 verhängte Paul II. den Bann über Georg von Podiebrad, erklärte ihn zum Ketzer, zum Feind der Kirche, und trennte damit den König nicht nur von der geistlichen Gemeinschaft, sondern entzog ihm zugleich jene Legitimität, die im Mittelalter noch untrennbar mit der Gnade Roms verbunden war. Doch Georg, in der Härte der böhmischen Wirren geformt, ließ sich von diesem Donnerwort nicht erschüt-

tern; er wusste, dass die Autorität der Kirche mächtig war, aber er wusste ebenso, dass sein Land ihn brauchte, und er hielt stand wie einer, der im Sturm den Mantel fester um sich schlägt, weil er gelernt hat, dass man die Elemente nicht besiegen, wohl aber überstehen kann.

Doch während Georg standhielt, begannen die politischen Risse sich um ihn herum zu vertiefen: Der ungarische König Matthias Corvinus, einst sein Verbündeter, wandte sich gegen ihn, angelockt von päpstlichen Versprechungen und der Aussicht, das böhmische Erbe zu ergreifen. Im Reich, ohnehin misstrauisch gegenüber dem hussitischen König, mehrten sich die Stimmen, die seine Absetzung forderten, und so stand Georg, der eben noch den Traum eines vereinten Europa zu verkünden gewagt hatte, plötzlich allein, bedrängt von außen, untergraben von innen, wie ein Mann, der den Gipfel erklimmen hat und nun zusehen muss, wie die Steine unter seinen Füßen zu bröckeln beginnen.

Es ist eine der tragischen Konstellationen der Geschichte, dass gerade in dem Augenblick, da ein Gedanke seine Gestalt zu

zeigen beginnt, die Gegenkräfte mit einer Heftigkeit erwachen, die ihn fast unvermeidlich zerschlägt; und doch darf man nicht übersehen, dass dieses Scheitern nicht die Ohnmacht der Idee, sondern die Stärke der Gegner beweist, die sich durch sie bedroht fühlen. Georgs Bund, so wenig er praktisch verwirklicht wurde, hatte die Macht, Rom in Panik zu versetzen, den Papst zu Bann und Fluch greifen zu lassen, die Nachbarn zu Waffen und Intrigen zu bewegen – und dies allein beweist, dass die Idee, noch bevor sie Gestalt annahm, bereits Kraft genug besaß, um die Weltordnung zu erschüttern.

Für Georg selbst jedoch bedeutete es eine bittere, fast existenzielle Niederlage. Er, der sich sein Leben lang an die Rolle des Vermittlers gewöhnt hatte, musste nun erkennen, dass Vermittlung ihre Grenze findet, wenn der Gegner nicht verhandeln, sondern zerstören will. Er, der in Böhmen gelernt hatte, durch Geduld und Ausgleich Frieden zu bewahren, musste nun erleben, dass es Mächte gibt, die nur in der Vernichtung des anderen ihre Sicherheit suchen. Und so wandelte sich der Traum, der eben

noch wie ein Morgenlicht über Europa gelegen hatte, in einen Schatten, der immer tiefer auf sein Leben fiel.

Doch wer meint, Georg sei an diesem Punkt zerbrochen, der verkennt die innere Größe dieses Mannes. Er resignierte nicht, er knickte nicht ein, er kämpfte bis zuletzt um den Erhalt seiner Krone, seines Landes und vor allem seiner Idee, auch wenn er ahnte, dass die Kräfte gegen ihn übermächtig waren. Es lag in dieser Standhaftigkeit, in diesem stolzen Ausharren gegen Bann und Bedrohung, etwas von jener stillen Größe, die Stefan Zweig in seinen „Sternstunden der Menschheit“ so oft beschworen hat: die Größe eines Menschen, der weiß, dass er verlieren wird, und dennoch nicht nachgibt, weil er fühlt, dass er nicht für sich selbst, sondern für eine Idee kämpft.

So sehen wir in Georg von Podiebrad, in diesen letzten Jahren seines Wirkens, die Gestalt des einsamen Königs, der zwischen Rom und den Mächten Europas keinen Verbündeten mehr findet, der von seinem eigenen Schwiegersohn angegriffen wird, der von den Bannflüchen der Kirche verfolgt

wird und dennoch den Gedanken nicht preisgibt, dass Frieden durch Einigung möglich sei. Es ist die Tragik seiner Figur, dass er als König scheiterte, weil er als Visionär zu groß für seine Zeit war.

Wenn man in die Chroniken blickt, so liest man von Niederlagen, von Belagerungen, von den politischen Ränken, die sein Reich schwächten – aber über all dem steht wie eine unsichtbare Schrift das tiefere Drama: dass die Idee einer föderativen Ordnung, geboren in Böhmen, von der Welt nicht aufgenommen werden konnte, weil die Zeit noch nicht reif war, weil die Mächtigen zu sehr an ihrer eigenen Gewalt hingen, weil Rom nicht dulden konnte, dass die Christenheit sich ohne seine Führung organisierte.

Und doch: Auch wenn Georg am Ende seiner Kraft war, auch wenn die Gegner ihn bedrängten, auch wenn die Bannflüche ihn trafen wie Pfeile, blieb in ihm bis zuletzt jene unbeugsame Überzeugung, dass sein Gedanke nicht ganz verloren sei. Denn wer einen Traum in die Welt gesetzt hat, der größer ist als das eigene Leben, der weiß, dass dieser Traum vielleicht mit ihm stirbt,

aber nicht mit ihm begraben wird; er weiß, dass er in den Jahrhunderten weiterwirkt, unsichtbar, wie eine unterirdische Quelle, die erst viel später ans Licht tritt.

Somit endete der Kampf Georgs gegen Rom nicht in einem endgültigen Sieg oder in einer endgültigen Niederlage, sondern in jener eigentümlichen Schwebе, die das Schicksal aller großen Visionäre bestimmt: Er verlor in seiner Zeit und gewann in der Erinnerung.

## Kapitel VI – Der einsame König im Angesicht des Todes

Es kommt im Leben wirkungsstarker Menschen jener unausweichliche Augenblick, an dem die Kräfte, die sie einst getragen haben, nicht mehr ausreichen, um das Gewicht ihrer Träume zu stützen, an dem die Ideen, die über Jahre hinweg wie ein inneres Feuer in ihnen brannten, im äußeren Frost der Realität zu verlöschen scheinen, und doch bleibt im Glimmen der letzten Flammen ein Leuchten zurück, das über den Tod hinausreicht – und ein solcher Augenblick war das Ende Georgs von Podiebrad, der, von Krankheit geschwächt, von

Feinden bedrängt und von Rom geächtet, dennoch bis zuletzt an jenem Gedanken festhielt, der sein Leben überragte, der Gedanke eines geeinten, friedlichen Europas.

In Prag, der Stadt, die ihn einst zum König erhoben hatte, wo die Straßen noch das Echo jener Predigten trugen, die das Land in Brand gesetzt hatten, erlebte er seine letzten Jahre nicht als Triumphator, sondern als Angefochtener, dessen Autorität durch die Exkommunikation erschüttert, dessen Reich durch Intrigen zerschnitten, dessen Nachbarschaften von Kriegen bedroht war; und dennoch hielt er sich, wie ein Mann, der sich in den Fluten an einem Felsen festklammert, der weiß, dass die Wellen ihn am Ende dennoch hinabziehen werden, und der doch nicht loslässt, weil er im Festhalten einen letzten Rest von Würde findet.

Seine Gesundheit, durch die Anstrengungen der Jahre geschwächt, begann ihn zu verlassen; er litt an Wassersucht, die seinen Körper anschwellen ließ, und jeder Schritt, jede Bewegung wurde zur Last. Dennoch arbeitete er weiter, führte Verhandlungen, beriet sich mit seinen Räten,

hielt, solange seine Kräfte es erlaubten, die Zügel der Herrschaft in den Händen. Es war, als wollte er den Tod, den er nahen fühlte, hinauszögern, solange noch ein Atemzug in ihm war, um nicht den Eindruck zu hinterlassen, er habe sein Reich preisgegeben.

Aber die innere Einsamkeit, die ihn schon während seiner Herrschaft begleitet hatte, wuchs in diesen letzten Tagen zu einer fast unerträglichen Last. Er war ein König ohne sicheren Halt, denn Rom hatte ihn verstoßen, viele Fürsten hatten ihn verlassen, und selbst im eigenen Land waren die Stimmen laut, die ihn kritisierten, die seine Politik für zu weich oder zu trotzig hielten. Es war, als sei er von allen Seiten missverstanden, als habe er versucht, die Welt zu verbinden, und sei dafür von ihr verlassen worden.

Doch – gerade in dieser Einsamkeit liegt die ergreifende Größe seiner Gestalt. Denn er zerbrach nicht an ihr, er ergab sich nicht der Bitterkeit, er zog sich nicht in stumme Verzweiflung zurück, sondern hielt stand, so wie er es immer getan hatte: mit einer stillen, beinahe unbewegten Würde, die

nicht im Sieg wurzelte, sondern in der Überzeugung, dass er im Recht war. Vielleicht ist es dies, was ihn von so vielen Herrschern seiner Zeit unterscheidet: dass er sein Königtum nicht als Triumph verstand, sondern als Pflicht, die auch in der Niederlage erfüllt werden musste.

Als der Tod näher kam und er, von Schmerzen gezeichnet, die Tage kaum mehr bewältigte, mag in seinem Inneren jener seltsame Frieden eingetreten sein, den nur Menschen kennen, die wissen, dass sie alles gegeben haben, was sie geben konnten; dass ihre Taten vielleicht nicht die Früchte trugen, die sie erhofft hatten, dass ihre Ideen vielleicht von der Gegenwart verspottet oder verworfen wurden, dass aber dennoch etwas von ihnen bleiben wird, ein unsichtbares Erbe, das die Zeit aufnimmt und weiterträgt.

So starb er, am 22. März 1471, in Prag, nicht als gefeierter Visionär, sondern als kranker König, von der Kirche gebannt, von vielen Fürsten gemieden, und doch mit jener inneren Größe, die sein Scheitern in ein Vermächtnis verwandelte. Denn es war kein gewöhnliches Sterben, es war das En-

de eines Lebens, das mehr gewagt hatte, als es die Zeit erlaubte, und deshalb in der Niederlage den Keim des Kommenden hinterließ.

Man könnte sagen: Er starb einsam und doch nicht allein; einsam, weil seine Zeitgenossen ihn nicht verstanden, allein, weil seine Idee keine Verteidiger mehr fand, als er sie am dringendsten gebraucht hätte; und doch nicht allein, weil in diesem Augenblick der Geschichte schon der leise Widerhall jener Stimmen zu hören war, die Jahrhunderte später sein Vermächtnis aufnehmen würden.

Denn so wie ein Stern, der verglüht, sein Licht noch lange weiterstrahlen lässt, so strahlte auch von Georgs Ende ein Licht aus, das die Jahrhunderte durchdrang, bis es in den Gedanken Kants, Rousseaus und späterer Vordenker einer europäischen Einheit wieder aufflammte. Sein Tod war nicht das Ende seiner Idee, sondern ihre Verklärung; in der Niederlage lag der Triumph, in der Verwerfung das Überleben, in der Einsamkeit die Unsterblichkeit.

So bleibt das Bild Georgs von Podiebrad, wenn wir es in diesen letzten Stunden be-

trachten, das eines Königs, der keine Krone des Ruhmes trug, kein Zepter des Sieges hielt, sondern der in der stillen Standhaftigkeit seines Charakters jenen Glanz besaß, der größer ist als alle äußere Macht: den Glanz des Menschen, der seiner Überzeugung treu bleibt bis zuletzt.

## Kapitel VII – Nachklang und Vermächtnis

Wenn man das Leben Georgs von Podiebrad betrachtet, dann mag es zunächst wie eine Episode am Rande der großen Geschichte erscheinen, wie ein Zwischenfall im vielstimmigen Ringen der Mächte des fünfzehnten Jahrhunderts, die sich um Kronen, Territorien und Privilegien stritten, und doch, wenn man tiefer blickt, offenbart sich in ihm jener seltene Augenblick, da die Geschichte einem einzelnen Menschen die Gnade gewährt, für einen Moment weiter zu sehen, als es die Gegenwart erlaubt, und eine Idee zu formulieren, die nicht seiner Zeit, wohl aber der Zukunft gehört.

Denn was blieb von ihm nach seinem Tod? Nicht ein Reich, das unter seiner Dynastie weiterblühte, nicht Siege, die in

Chroniken als glanzvolle Triumphe gefeiert wurden, keine Monumente aus Stein, die die Jahrhunderte überdauerten – vielmehr blieb eine Schrift, ein Traktat, dieser eine Gedanke: der Plan, die Fürsten Europas in einem Bund zu vereinen, der nicht mehr durch das Schwert, sondern durch das Recht zusammengehalten werden sollte. In dieser Schlichtheit, ja beinahe in dieser Armut seines Erbes liegt zugleich seine Größe; denn was schwach erscheint, trägt die Kraft, über Jahrhunderte zu überdauern, während die Mauern der Sieger längst zerfallen sind.

So lebte sein Gedanke, verborgen und doch unsterblich, weiter in jenen Geistern, die die Welt mit ähnlichen Fragen quälten: ob Frieden möglich sei, nicht durch Unterwerfung, sondern durch Vernunft; ob Menschen fähig seien, ihre Neigung zum Krieg in eine Ordnung zu binden, die stärker ist als ihre Leidenschaften. Es war der Abt von Saint-Pierre, der im achtzehnten Jahrhundert den „Entwurf eines ewigen Friedens“ verfasste; es war Rousseau, der die Möglichkeit einer Gesellschaft entwarf, die auf Vertrag und Konsens beruhte; es war Kant,

der in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ die große Frage stellte, ob die Menschheit jemals in der Vernunft jene Form finden könne, die sie aus dem Kreislauf der Gewalt erlöst – und hinter all diesen Stimmen klingt, wenn auch leise, das Echo des böhmischen Königs, der Jahrhunderte zuvor dieselbe Hoffnung in die Welt gesetzt hatte.

Aber der Nachklang reicht noch weiter, bis in unsere eigene Gegenwart, in der die Idee eines vereinten Europa nicht mehr utopische Vision, sondern politische Realität geworden ist, wenn auch brüchig, wenn auch angefochten, wenn auch gefährdet. Man könnte sagen: Die Europäische Union, mit all ihren Institutionen, Parlamenten und Gerichten, mit ihrem Bemühen, Konflikte nicht durch Krieg, sondern durch Verhandlung zu lösen, ist in gewisser Weise das späte Erbe Georgs von Podiebrad, auch wenn sie ihn nicht kennt, auch wenn sie ihn nicht feiert, auch wenn sein Name im Lärm der Jahrhunderte beinahe untergegangen ist. Und dennoch – wer genau hinhört, wer die Linien der Geschichte zurückverfolgt, erkennt, dass dieser König, der aus Not gewählt, von Rom verstoßen

und von seinen Nachbarn verraten wurde, in Wahrheit einer der ersten war, die Europa als Einheit dachten.

Hier liegt die paradoxe Schönheit seines Vermächtnisses: dass er scheiterte, aber gerade im Scheitern unsterblich wurde; dass er nicht vollenden konnte, was er begonnen hatte, aber dass sein Anfang dennoch den Samen legte, der später aufgehen sollte. Denn in der Geschichte sind es oft nicht die Sieger, die die Zukunft gestalten, sondern die Visionäre, deren Gedanken zu groß sind für ihre Epoche, zu kühn für die Gegenwart, und die deshalb untergehen – um in der Erinnerung jener wiederaufzuerstehen, die später bereit sind, das zu vollenden, was einst nur als Traum gedacht war.

Somit bleibt das Bild Georgs von Podiebrad ein Bild der Tragik, aber auch der Hoffnung: ein König, der ohne Krone geboren, gegen den eigentlichen Zeitgeist gewählt wurde, ohne Zustimmung Roms geächtet und wenig siegreich gestorben ist – und der dennoch mehr bewirkt hat als viele Sieger, weil er den Gedanken in die Welt setzte, dass die Menschen nicht verurteilt sind, ewig in Fehde und Krieg zu leben, sondern

dass sie fähig sein könnten, eine Ordnung zu schaffen, die größer ist als ihre eigenen Grenzen.

Dies ist es, was uns an ihm noch heute berührt: dass er nicht das Bild des strahlenden Helden bietet, nicht den Glanz des Triumphators, sondern die stille Würde eines Mannes, der scheiterte und doch recht behielt. Es ist genau diese Art von Größe, die unsere Welt, die wieder einmal zwischen Einheit und Spaltung, zwischen Vernunft und Leidenschaft schwankt, am dringendsten braucht.

Die Geschichte Georgs von Podiebrad endet daher nicht mit seinem Tod, sondern in uns, in der Frage, ob wir fähig sind, aus seiner Vision zu lernen. Denn wenn wir heute von Europa sprechen, von der Einheit des Kontinents, von der Sehnsucht nach Frieden in einer zerrissenen Welt, dann sprechen wir, bewusst oder unbewusst, die Sprache, die er vor Jahrhunderten zuerst wagte.

Uns bleibt, wenn wir auf sein Leben zurückblicken, nur dies zu sagen: dass er einer jener seltenen Menschen war, die im Voraus für die Zukunft leiden mussten, da-

mit die Zukunft selbst sich eines Tages ihrer erinnern konnte. Ein König ohne große Siege, ein Herrscher ohne bleibenden Ruhm, ein Visionär ohne seine Erfüllung – und gerade deshalb einer der Wirkmächtigen der Geschichte der Menschen.



Dion Fortune (1890–1946)

# **HEXEREI UND MAGIE**

## **Einstein 146**

### **Artikel**

---

**Gerd Maximovič**

Zitiert wird:

- Fortune, Dion: Die mystische Kabbala. Edition Aurinia, Hamburg 2004.
- Papus (Gérard Encausse): Die Grundlagen der okkulten Wissenschaft. H. Frietsch-Verlag, Sinzheim 1997.
- Yogananda, Paramahansa: Autobiografie eines Yogi. Self Realization Fellowship 1998. (Erstdruck 1950)

Wie ist das, könnte man aus dem Universum unbeschadet auch nur eine Stecknadel entfernen? Oder, noch weiter zugespitzt,

könnte man auch nur ein Atom (sofern körperlich vorgestellt) wegnehmen aus ihm? Die Frage wäre also, was heißt wegnehmen und entfernen. Darüber hinaus: wohin mit dem winzigsten Gegenstande? Selbst aber, nicht ganz so unvernünftig, als Strahlung betrachtet: wie, mit Verlaub, wohin wollte man das Strahlungsmäßige verbriongen?

Hiermit verbindet sich die grundlegende Frage: Wie ist das Universum aufgebaut? Und, hierzu gehörig: Kann man einen Teil davon wegnehmen oder, gefälligerweise, ebenso gut etwas (demnach Neues) hinzufügen? Man bedenke, nach heutiger, allgemein vorgebrachter Auffassung dehnt sich das Universum aus. Will sagen, es vergrößere sich von der Größen-Einheit 3 auf die Einheit 5. Zwei Größen-Einheiten sind demnach hinzugekommen. Indes, man bemerke (und das versteht jede und jeder): von nichts kommt nichts.

Von Gott aber alles, könnte man hinzufügen. Das wäre aber bereits wieder eine andere wesentliche Geschichte, auf sie soll derzeit hier nicht eingegangen werden. Man bedenke aber, Gott – nach aller Erkenntnis – spielt nicht mit dem von ihm

selbst verantworteten Sein herum. Sondern er sortiert und gestaltet es gewiß auch in geeigneter Weise.

Taschenspielertricks hingegen (wie die Hinzufügung von Seins-Bestandteilen aus dem Nichts) sind, aller Erkenntnnis nach, nicht seine Sache. Will sagen, wenn wir also das hiesige, uns vorliegende, meßbare und abschätzbare Universum betrachten, so gilt es bei aller seiner Größe festzustellen, alles, was je denkbar wäre ist (in Entwicklung) in ihm enthalten.

Das heißt also, es gibt nichts, was man ihm hinzufügen müßte oder könnte. Genausogut aber auch läßt sich feststellen: man kann schon gar nichts wegnehmen aus ihm. Nicht wahr, das ist allerdings – nochmals – eine interessante Frage: Stellen wir uns vor, es gelänge, eine Stecknadel oder gar auch nur ein einziges körperlich vorgestelltes Atom aus ihm, dem Universum, wegzunehmen, was geschähe dann? Kann man auch nur das winzigste Teil aus dem Gesamtgebäude entfernen? Oder wäre das fahrlässig (und im übrigen gegen Gott gerichtet), und man sollte es besser unterlas-

sen? Hören wir die triftige Antwort, aus asiatischen Religionen entspringend, dazu:

„Denn in Gottes Augen ist nichts groß oder klein. ... Unterscheidungen von ‚wichtig‘ und ‚unwichtig‘ sind dem Herrn gewiß unbekannt, denn wenn nur eine Stecknadel fehlte, bräche der ganze Kosmos zusammen.“ (Yogananda, S. 108 f)

Aus diesem Zitat entnehmen wir also die schlüssige Antwort. Alles gehört zu allem, alles hängt mit allem zusammen. Mit dem zwingenden Ergebnis: man kann nichts, nicht einmal ein körperlich vorgestelltes Atom aus dem Kosmos entfernen, ohne dessen Zusammenbruch zu bewirken. Von der zitierten Stecknadel einmal ganz abgesehen!

Wir sind hier also bei einer ganz anderen, wesentlichen Art von Überlegung, das Ganze auch philosophisch auffassend und umspannend. Wie anders sollte man das Universum (und uns selber in ihm enthalten) deuten wollen?

Im Einstein'schen Universum arbeiten wir vordergründig mit jenen Möglichkeiten und Kräften, welche uns auf der Hand liegen, welche wir also fassen, greifen und mithin unmittelbar berühren und handhaben können. Stellt sich nur die Frage, gibt es eigentlich noch eine andere, schwerer faßbare Ebene unsichtbarer Kräfte dahinter oder darunter. Und zwar selbstverständlich jene, auf welcher die leicht faßbaren, vordergründigen Dinge beruhen?

Sehen wir dazu aus dem esoterischen, also aus dem innerlichen Breich, etwa Papus (Gérard Encausse):

„Diese gewaltsame Aneignung bildet das Opus magicum, das magische Werk, die Beschwörung der Naturkräfte, bis hinunter zu den Werken der Hexerei.“  
(Papus, S. 285 f)

Groß gesprochen. Die Hexerei, so es sie denn gibt, sie greift auf die Naturkräfte zu. Wir kommen gleich noch einmal darauf zurück. Zunächst aber Papus weiter:

„Die zeremonielle Magie gehört genau in die gleiche Gruppe wie unsere technische Wissenschaft. Unsere Gewalt ist nahezu Null vor der des Dampfes, der Elektrizität, des Dynamits, und doch konzentrieren wir sie, indem wir ihnen durch geeignete Kombinationen gleich mächtige Naturkräfte entgegenstellen. Wir speichern sie auf, wir zwingen sie, Massen, vor denen wir ein Nichts sind, vom Fleck zu bewegen oder zu zerschmettern, in wenigen Zeitminuten Entfernungen zu bewältigen, die wir nur in mehreren Jahren durchlaufen könnten, kurz, uns tausend Dienste zu leisten. Die Magie setzt also ein wagemutiges Vertrauen in die Wissenschaft voraus, und in sie allein. Sie erfordert nur Intelligenz und Kenntnis der unsichtbaren Kräfte.“ (Papus, S. 286)

Damit wird aber das vordergründige wissenschaftliche Vorgehen ausgehebelt. Die Magie stützt sich sehr wohl auf die Wirklichkeit und ihre Kräfte, sie hebelt dieselben aber aus, denn sie geht, wenn man so will, „andere Wege“. Wo, nebenbei und mit Ver-

laub, hat Albert Einstein anderweitige Wege beschritten? Nirgends, er ruht unerschütterlich auf dem vordergründigen Boden, weitergreifendes Denken ist nicht seine Sache (und Wunder, mit Verlaub, werden mathematisch tollkühn herbeigezauert).

Es erscheint merkwürdig, daß, wenn wir letztlich die Möglichkeiten und Fähigkeiten der Seele zu ergründen suchen, wir im vordergründigen Bereiche landen, der gar nichts klärt oder erklärt. Der bloß Resultate liefert. Der indes nachhaltig die Frage verschmäht: wie ist es dahin gekommen?

Wir entnehmen also, vordergründig technisches Wirken und „magischer Zugriff“: sie sind zwar unterschiedliche Hinwendungen oder Verabreichungen, freilich auf dieselben Formen und Stoffe. Das liegt ja auf der Hand, das, was wir „Magie“ nennen würden, es wirkt in und auf diese Welt und auf ihre Einzelheiten. Indes aber, insofern wir Magie anwenden sollten, wird ein gänzlich anderer Weg als der des vordergründigen Wissenschaftsbetriebes eingeschlagen und beschritten.

Wie weit hat Albert Einstein eigentlich je darüber nachgesonnen? Bei ihm, bei Einstein, finden wir lediglich technische Vorschriften und dergleichen, wie schnell man fliegen sollte (in der Nähe der Lichtgeschwindigkeit also), um etwa die Zeit zu verlangsamen. Um das Magische (das man sehr wohl erwägen möge) bemühte sich Einstein gewissermaßen in technologischer Weise.

Der Magier oder Zauberer erreicht seine Ziele, ohne daß er sich je auch nur in (fliegende) Bewegung versetzen müßte; er erreicht dies durch innerseelische Maßnahmen, welche wir gerne Magie, Beschwörung oder dergleichen nennen. Oder eben auch schlicht und einfach durch erfüllte Wünsche. Wunscherfüllung, das ist ja auch eine Folge seelischen Begehrens.

Wie geht das vor sich? Wie erklärt man sich erfüllte Wünsche, von den dafür erforderlichen konkreten Handlungsweisen einmal ganz abgesehen? Dazu, die Wünsche zu erfüllen, gehört nämlich oftmals noch viel mehr, als das, was wir insofern vordergründig bedenken. Und zwar das, was wir öde und unüberlegt Zufall zu nen-

nen pflegen (ohne den inneren wechselseitigen Zusammenhang also zu begreifen).

Halten wir aber fest, er, der „Magier“, stellt die Welt wirklich auf den Kopf, indem er auf seelische Weise in dieselbe eingreift. Wie arm ist dagegen Einstein mit seinen Jüngern, der erst ein Raumschiff in nahezu lichtschnelle Bewegung versetzen muß, will er denn ein – im übrigen absurdes – Innehalten der Zeit erreichen.

Wie ist das möglich, daß der Magier (oder selbstverständlich auch jeder „normale“ Mensch, sofern sich in diese Richtung orientierend) zu so erstaunlichen, unerklärlichen, oftmals überhaupt nicht zur Kenntnis genommenen, vielmehr verleugneten Ergebnissen fähig ist? Verleugnet, das sind Ereignisse aus dem täglichen Leben, welchen man für gewöhnlich keinen „übernatürlichen“ Ursprung oder Beweggrund zubilligen würde, soweit man insofern überhaupt in diese Richtung denken würde.

Wie erklärt sich das? Sollte man da nicht überlegen, daß im Hintergrunde eine sehr wohl vorhandene, umfassend mächtige Kraft tätig ist, dies – nämlich das Gewünschte oder auch das „Herbeigezauber-

te“ – zu erreichen? Sehen wir einmal in diese Richtung und nehmen zur Kenntnis, das Universum ist ein Gedanke Gottes.

Mit Verlaub, das Sein ist. Von Nichts kommt nichts. Wie erklärt sich also das universelle Sein (in welchem wir, als kleiner Merkstein, desgleichen enthalten sind). Wie wäre es damit (und auch mit Dion Fortune), das Universum als Gedanken Gottes zu erklären? Selbiger Schriftsteller-Name ist also ein Pseudonym und bedeutet: ‘Gott, nicht der Zufall’. Sie hieß Violet M. Firth und lebte von 1891 bis 1946.

„Das Universum ist im Grunde eine Gedankenform, die aus dem Geist Gottes geboren wurde.“ (Fortune: Kabbala, S. 40)

Und:

„Wenn das Universum das bewußt hervorgebrachte Endprodukt der geistigen Aktivität des Logos [Logos: sinnvolle Rede; Vernunft; Wort] ist, dann ist der Baum des Lebens die symbolische Darstellung des Rohmaterials des göttli-

chen Bewußtseins und des Schöpfungsprozesses des Universums.“ (Fortune: Kabbala, S. 40)

Ist das zu weit hergeholt, das Universum wäre der Gedanke Gottes? Wir entnehmen jedenfalls (einmal mehr und immer wieder), nichts kommt von Nichts. Also kommt alles von einem ewig seienden Sein, Gott genannt, her. Wozu dann aber das Universum (uns alle persönlich übrigens eingeschlossen, wir sind ja auch vorhanden, und wenn alles seinen Zweck hat, so dürfte dies auch für uns alle gelten)?

Wir bemerken, das Universum (etwa über den vielfältigen Lebensbaum) befindet sich in Entwicklung. Woraus folgt, Gott hat die entscheidenden Grundlagen angelegt, und nun will er sehen, was daraus wird, was sich daraus entwickelt. Da aber insofern – in letzter Instanz – alles identisch mit Gott ist (denn von ihm stammt ja alles), will Gott also sehen, was in der Entwicklung und Entfaltung aus ihm selbst wird. Nach dem Motto: „Mal sehen, was sich daraus ergibt!“ Was konkret heißt: „Mal sehen, was aus mir wird!“ Und wir, aber, wohlge-

merkt, darüber hinaus alles Leben sowie auch alle Aliens, sind daran (an der Entwicklung, Entfaltung und Selbsterkentnis Gottes) beteiligt. Nicht wahr, dies ist eine auch auf dem bisherigen religiösen sowie philosophischen Hintergrund zunächst fremdlich wirkende, seltsam erscheinende Vorstellung: wir bestimmen mit, was aus Gott wird.

Gleichwohl, folgen wir unbeirrt diesem Gedanken, der neben Gott auch uns selbst enthält und der, wohlgemerkt, von jeder sinnlos erscheinenden Zufälligkeit absieht.

Wir alle sind also wichtig in dieser Welt, und in ihr vorhanden. Unser wichtigstes Moment hierbei ist gleichzeitig jenes, welches uns am wenigsten bewußt ist: das unterbewußte nämlich. In ihm spielen sich die wichtigsten, die umfassendsten, die entscheidenden Dinge ab. Und zwar gewissermaßen in unserer Abwesenheit, dann nämlich, wenn wir schlafen. Das heißt, abwesend sind „wir“ eigentlich nicht, aber unser Ich ist schlafenderweise weggetreten. Und zwar genau dann, wenn wir uns (unbewußt, unterbewußt) mit kosmischem

Denkmaterial, aber auch mit universellen Anregungen auffüllen oder anreichern:

„Zwischen jeder einzelnen Seele und der kollektiven [gemeinschaftlichen] Seele existiert eine unterbewußte Verbindung, versteckt in den Tiefen des Unterbewußtseins...“ (Fortune: Kabbala, S. 41)

Mit der Folge:

„Das führt zu einem ungeheuren Energiefluß in der Seele des einzelnen Menschen, durch den sie mit magischen Kräften ausgestattet wird.“ (Fortune: Kabbala, S. 41)

Wir entnehmen diesen beiden letzten Zitaten also: wir sind nicht alleine in dieser (irdischen) Welt; wir entnehmen desgleichen aber noch viel mehr: wir sind nicht alleine im Kosmos. Es wird hier also eine weit über Einsteins Spekulationen hinausreichende Tür (zur uns einbergenden kosmischen Wirklichkeit) geöffnet.

Dabei wird ein „Energiezufluß“ ermöglicht, von dem gerade Einstein (mit seinen vordergründigen, indes geheimnisvoll zurechtgeschmiedeten Vorstellungen) sich keinen Begriff machen konnte oder wollte (vielleicht durfte er dies auch gar nicht, im Rahmen der vordergründigen, auf Äußerlichkeiten bedachten Wissenschaft gefangen).

Wir stoßen hier auf eine andere Ebene oder Bühne. Man bedenke, unterbewußt (also am liebsten im Schlafe, wo doch das Ich ausgeschaltet ist) werden wir abseits des logischen Begreifens mit Vorstellungen aufgefüllt, welche unser nachfolgendes Leben nachhaltig bestimmen (durch Ideen, Geistesblitze und dergleichen, welche uns anschließend keine Ruhe mehr lassen werden).

„Der Esoteriker, der ... sich mit dem Problem konfrontiert, daß sein Wissen um höhere Existenzformen das Ergebnis eines Prozesses ist, der mit Denken nichts zu tun hat, eines Prozesses, der da beginnt, wo das Denken aufhört.“  
(Fortune: Kabbala, S. 54)

Also unterbewußt, nicht nur, aber am liebsten im Schlafe, wo das Ich mit dem vordergründigen Denken nahezu ganz weg (ausgeschaltet) ist, und mit ihr die Einstein'sche Welt der vordergründigen Bestimmung.

Und in diesem Zusammenhang immer wieder die Frage: gibt es da eigentlich wirklich etwas, was unseren vordergründigen (auch Einstein'schen) Verstand deutlich und entschieden übersteigt? Die Antwort darauf lautet schlüssig: ja, so etwas gibt es (bereits bei der ersten sachgemäßen Besinnung). Nämlich, zunächst einmal, wenn wir unseren Blick auf die Herkunft von Kosmos und Universum richten:

„In unserer menschlichen Philosophie gibt es keine Erklärung für den Ursprung aller Dinge. Wie weit wir auch bei unserer Erforschung der Welt der Manifestationen [Offenbarwerden] zurückgehen mögen, immer stoßen wir auf etwas, was vorher da war.“ (Fortune: Kabbala, S. 55)

Wenn wir nach der Herkunft oder der Begründung des Kosmos fragen, stoßen wir

also zwangsläufig auf etwas ewig Seiendes, etwas Unsterbliches, welches für gewöhnlich Gott genannt wird. Wie weit ist Albert Einstein mit seinen Vorstellungen in dieser Gottes-Tatsache enthalten? Zwar geht Einstein in seinen Schriften sehr wohl von Gottes Existenz aus, indes aber, der künstlich berühmt gemachte Mann haftet an den Vordergründigkeiten der Physik. Etwas anderes ist einem „echten“ Wissenschaftler nicht gestattet. Derselbe ist in Wirklichkeit auf die heute gültigen materiell-vordergründigen Thesen beschränkt. Dies hindert ihn wohlgemut daran, trotz rein äußerlichem Gottes-Bekenntnis den Blick zum wirklichen Gehalt und Zusammenhalt des Universums (zu Gottes Bühne der Verwirklichung) zu erheben.

Einstein arbeitet also mit physikalischen (materiellen) Größen. Das Licht ist eine solche. Man kann es fassen, greifen, es brennt auf der Haut (Sonnenbrand), wenn man nicht aufpaßt, es zerstört (noch schlimmer) die Augen, wenn man etwa ungeschützt in die Sonne hineinschaut. Aber wie ist das nun mit der erwähnten, zweifellos auch ganz logisch begründeten göttlichen Grö-

ße? Wie arbeitet die göttliche Größe, auf welche demnach ganz logischerweise unzweifelhaft die gesamte kosmische Welt zurückgeht?

„.... es gibt Anzeichen dafür, daß wir bald erkennen werden, daß der Geist die Form schafft.“ (Fortune: Kabbala, S. 100)

„Wir sind dem Verständnis des Wesens der Natur näher, wenn wir den Geist als ihren Ursprung ansehen.“ (Fortune: Kabbala, S. 101)

Der Geist (Gottes) ist also die Grundlage von allem. Das Universum entspricht demnach in gewisser Weise den Gedankenm Gottes. Oder auch: das Universums ist ein Gedanke Gottes. Nach Maßgabe, daß Gott sich fragt: was wird sich aus dieser, meiner kühnen, wer weiß schon, übermütigen Idee denn wohl entwickeln? Nun ja, wir werden schon sehen!

So spricht Gott nach wie vor mit sich selber, und beobachtet wohlmerklich auf allen Planeten und im Universum überhaupt,

nicht nur auf der Erde, das Geschehen. Warum nicht? Wozu die sich entwickelnde Welt, wenn Gott vorher denn schon alles wüßte? Auch er lernt dazu, gerade, indem er die Welt (sein Geistesprodukt, seine Idee, seine Erfindung) auf die Probe stellt: nun soll sie, die Welt, sich beweisen. Dann, und auch nur dann, eilt er herbei, und zur Hilfe, insbesondere im Falle, daß man zu Gott flehe. Auch bei anderen, harmloseren Gelegenheiten ist das Wirken der höheren Macht zu bedenken, gar, daß man sich bis zu gewissen Graden selbst auf sie verlassen könnte.

Mensch und Gott, könnte man folglich sagen, vereinigen sich bis zu einem gewissen Grade im Geiste. Auch der Mensch, insofern als Abbild von Gott aufgefaßt, verfügt über ein gewisses (indes äußerst bescheidenes) Ausmaß an Geist. Doch immerhin, die Ähnlichkeit ist nicht zu verkennen!

„Die Urnatur des Menschen gleicht der seines Schöpfers, würde man das dann als eine blasphemische [gotteslästerliche] oder lächerliche Aussage bezeichnen können?“ (Fortune: Kabbala, S. 126)

Wohl kaum, Gott ist in allem enthalten. So auch (unterbewußt) im Menschen, auch wenn derselbe dies nicht weiß, oder schlichtweg leugnet.



Carl Gustav Carus (1789–1869)  
Gemälde von Julius Hübner, 1844

# **GEHEIMNISVOLLE WECHSELWIRKUNG (CARUS 13)**

## **Artikel**

---

**Gerd Maximovič**

Zitiert wird: Carl Gustav Carus (1789 – 1869): Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Edition Argo. Dingfelder Verlag, 8138 Andechs. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von Benno Schwabe & Co. (Basel 1925). Erstveröffentlichung dieses Buches: 1857.

Gibt es geheimnisvolle Wechsel-Wirkungen zwischen Menschen?

„Wie der Mensch, als das Maß und der Messer der Schöpfung, für diesen Planeten, als wahrer Mikrokosmos, den Inbegriff und Auszug darstellt, von alledem zugleich in einem, was in der Natur um uns her gleichsam aufgeblättert und tausendfältig vereinzelt uns vorliegt, so ist zu erwarten, daß auch alles das, was im Vorübergehenden von sympathetischen [geheimnisvollen] Wirkungen der Gestirne, des Bodens, der Pflanzen und der Tiere gesagt worden ist, sich in gewisser Weise in der Geschichte der Wirkung des Menschen auf den Menschen wiederholen müsse...“ (Carus, S. 145 f)

Zunächst grundlegend, des weiteren, bitte schön, der Mensch tappt nicht alleine und vereinzelt über diese Erde; nein, er ist vielmehr in den größten und weitesten Zusammenhang, der sich denken lässt, eingebunden, demnach in den kosmischen, Carus:

„In Wahrheit aber dürfen wir sagen, daß, sowie die Menschheit überhaupt durchaus abhängig ist und bedingt wird

von höhern, sie allumfassenden kosmischen Einwirkungen...“ (Carus, S. 146)

Nicht wahr, das sagt man ja auch heute: der Mensch ist – auch bereits rein materiell, also stofflich – ein kosmisches Wesen, wurden doch die leiblichen Bestandteile des Menschen dereinst in explodierenden Supersternen ausgebrütet, um dann über den Raum verstreut zu werden und sich letztlich in uns wiederzufinden.

Darüber hinaus (oder damit verbunden) erkennen wir, jedenfalls, sofern unbefangenen (und neugierigen) Blickes, diese nicht nur für den Menschen, aber auch für ihn gültige All-Verbindung legt zugleich nahe, daß sich die Menschen (unterbewußt) in viel größerem Maße aufeinander zu beziehen pflegen, als man sich gewöhnlich klar macht. Carus dazu:

„Versuchen wir denn jetzt diese hier nun allein in Frage kommenden Wirkungen von Unbewußtem auf Unbewußtes zwischen Menschen im einzelnen zusammenzustellen: Sympathie und Antipathie.

Welch ein ungeheuer weites Reich der Betrachtung öffnet sich uns zuerst nur, indem wir hier auf die Mannigfaltigkeit sympathischer und antipathischer Verhältnisse unter Menschen im allgemeinen einen Blick werfen! – Wer vermöchte alle die tausend Fäden zu entwirren und auseinanderzulegen, an denen es hängt, daß gewisse Naturen sich anziehen und andere für immer sich abstoßen, daß einer feinfühlenden Individualität in der Nähe einer ihr homogenen Lebensatem und Wohlgefühl zuströmen kann, während hundert andere ihr nur verletzende Eindrücke machen! Aber daß hier, was die gesamten Verhältnisse des geselligen Lebens betrifft, der alleinige Schlüssel zu finden sei für tausendfältiges Glück und Unglück, kann durchaus keinem Zweifel unterliegen.“  
(Carus, S. 147)

Daraus folgt offensichtlich, Gleiche ziehen sich an, Ungleiche stoßen sich ab. Und zwar tun sie dies zunächst unterbewußt, das heißt, bevor etwa noch irgend ein Wort gefallen ist. Wir sehen, auch hier ist eine

„höhere Macht“ (in uns drinnen) tätig. Entsprechend:

„Was im allgemeinen über die Bedingungen solcher Sympathie oder Antipathie sich sagen läßt, möchte folgendes sein: – Als erstes Gesetz gilt hier: Wechselseitige vollkommene Anziehung des Unbewußten zweier Individuen setzt allemal als wesentlich voraus, daß eine gewisse Gleichartigkeit bei der neben einer wesentlichen Ungleichartigkeit stattfinde. Wäre eine vollkommene Gleichartigkeit zweier Menschen denkbar, so würden sie im Unbewußten sich unbedingt abstoßen wie die gleichnamigen Pole des Magneten...“ (Carus, S. 147)

Ungleiche Leute finden zunächst auf Grund ihrer Ungleichheit zusammen. Das beste Beispiel hierfür, auch bei Carus, sind die Ehepartner, welche ja zwei ganz verschiedenen Geschlechtern angehören und sich auf diese Weise in der Regel vorteilhaft ergänzen. Carus:

„Dem aufmerksamen Beobachter stellen oft sehr merkwürdige Fälle in dieser Beziehung sich dar; und wenn man als eins der hier im Unbewußten am schlagendsten hervortretenden Resultate die Empfängnis ansehen darf, so zeigt sich eben daran auch nicht selten die Macht einer möglichen allmählichen Ausgleichung in zu sehr differenten Naturen, indem man mitunter wahrnehmen kann, daß, wo anfangs eine so große Ungleichtartigkeit zweier ehelich verbundenen Individuen vorhanden war, daß dadurch selbst dasjenige Zusammenwirken und Empfinden aufgehoben wurde, durch welches die Empfängnis erleichtert zu werden pflegt, doch dann bei einem längeren Zusammenleben endlich eine gewisse größere Ausgleichung eintritt...“ (Carus, S. 148)

Man sieht aber auch, wie sich die zunächst ungleichen Ehepartner in jeder Hinsicht aufeinander „zubewegen“. Was bis zum äußerlichen Aussehen führen kann. Die beiden anfangs ungleichen Partner sehen einander dann ähnlich. So groß ist der

mächtige, innerliche, uns beherrschende Einfluß. Man sieht auch hier, das innerlich Seelische (der Geist also in letzter Instanz) ist viel mächtiger als das materielle Äußerliche (also die bloße äußerliche Beschaffenheit). Heißt es nicht in der Literatur: Das Leben ist eine (Theater)Bühne? Stehen wir – rein äußerlich gesehen – also nicht alle auf dieser Bühne? Und vor allem natürlich: was, mit Verlaub, steckt hinter besagter Bühne?

Des weiteren: „Ich kann den anderen nicht riechen!“ Hat das nicht jede und jeder schon einmal gehört? Man beachte bitte, die Sprache entstammt dem tief gründenden Volksempfinden. Bitteschön, verfügen bloß Hunde über einen Geruchssinn? Nein, wir desgleichen, wenn auch nicht in so deutlich ausgeprägtem Maße. Das reicht aber jedenfalls, um diesen Geruchssinn unterbewußt einzusetzen, Carus:

„Übrigens sind die Erscheinungen der Sympathie und Antipathie beiläufig zugleich recht geeignet, die völlige Subjektivität der Sinneswahrnehmungen darzutun, indem es merkwürdig ist, wie

namentlich in den dunklern Sinnesempfindungen, und so ganz vorzüglich im Geruch, dies sich kundgibt, so daß z. B. eine lokale oder allgemeine Atmosphäre eines Menschen, welche Gleichgültigen vielleicht nur einen widrigen Eindruck gibt, uns in hohem Grade angenehm erscheinen kann, sobald das Individuum uns sympathisch ist, sowie andernteils auch wir Ekel und Widerwillen bei demselben Objekt empfinden, sobald wir in einem antipathischen Verhältnis gegen das Individuum uns befinden.“  
(Carus, S. 150)